

KOMMISSAR ROSIC

BAND 1: DER DOLCH AUS KRISTALL



Rodolphe Bringer

KOMMISSAR ROSIC

Band 1

Der Dolch aus Kristall

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 - Das Abenteuer des Streckenwärters Frégière	7
Kapitel 2 - Der blutige Schlafwagen	14
Kapitel 3 - Der B-14	21
Kapitel 4 - Monsieur Rosic	28
Kapitel 5 - <i>Crystal-Dagger</i>	33
Kapitel 6 - Der Bankier von Viviers	39
Kapitel 7 - Der abgetrennte Kopf und das gestohlene Jackett	49
Kapitel 8 - Der elfte Fahrgast	59
Kapitel 9 - Der amerikanische Detektiv	65
Kapitel 10 - Rosics grausame Überraschung	78
Kapitel 11 - Rosic verliert fast den Verstand	84
Kapitel 12 - <i>Crystal-Dagger</i>	93
Kapitel 13 - Der Herr, der auf die B-14 wartete	104
Kapitel 14 - Rosic begreift endlich	114
Kapitel 15 - Bobs Tochter	126

Kapitel 1

Das Abenteuer des Streckenwärters Frégière

Wie jeden Morgen stand Monsieur Lahuche, der Bahnmeister von Pierrelatte, rauchend vor der Tür seines Büros.

Bekleidet mit einer russischen Mütze aus blauem Tuch, den kräftigen Oberkörper in eine Uniformjacke aus Cord gehüllt und die robusten Waden in Ledergamaschen steckend, vertrieb er sich vor Beginn seines Tagewerks die Zeit damit, die Einfahrt des Zuges um 8:46 Uhr zu beobachten und das rege Treiben der ein- und aussteigenden Fahrgäste zu verfolgen.

An jenem Morgen jedoch war Monsieur Lahuche recht erstaunt, als er sah, wie der Streckenwärter Frégière aus einem Abteil der dritten Klasse sprang und hastig auf ihn zukam – das Gesicht völlig verstört und sichtlich unter dem Eindruck einer gewaltigen Erregung.

»Nun, Frégière! Was ist Ihnen denn zugestoßen?«, fragte der Bahnmeister, während er seinen Untergebenen in sein Büro bat.

Der andere ließ sich auf einen Stuhl fallen und sagte nach einem kurzen Schweigen: »Meiner Treu, Monsieur Lahuche, mir ist etwas ganz Außergewöhnliches passiert.« »Ein Unfall? Jemand überfahren?«

»Nichts dergleichen! Zum Glück gab es weder eine Entgleisung noch Tote. Aber dennoch ...«

»Na hören Sie mal«, sagte Monsieur Lahuche, halbwegs beruhigt, da die Angelegenheit den Dienstbetrieb anschei-

nend nicht betraf, »erzählen Sie mir doch, Frégière, was Sie in diesen Zustand versetzt hat.«

Der Streckenwärter fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn, als wolle er seine Erinnerungen ordnen, und begann: »Letzte Nacht, gegen zehn Uhr, ging ich meine übliche Runde im Abschnitt Le Robinet. Der B-14 war gerade vorbeigefahren und hatte mir den ganzen Schotter der Gleise ins Gesicht gespuckt. Es herrschte ein solcher Mondschein, dass man hätte meinen können, es sei heller Tag. Plötzlich, etwa auf der Höhe von Kilometer 654, blieb ich stehen, irritiert durch einen wahrlich unerwarteten Anblick.

Ich brauche Ihnen ja wohl nicht zu beschreiben, Monsieur Lahuche, wie es am Kilometer 654 und überhaupt im gesamten Engpass von Le Robinet aussieht. Auf der einen Seite die steilen Felsen, auf der anderen die Rhone mit hie und da ein paar Weidenbüschen.

Nun, in einem dieser Weidenbüsche lag etwas Schwarzes ... ein großes Bündel Kleider ... ein Tier ... ich wusste nicht, was! Überrascht stieg ich vorsichtig hinunter, um nicht kopfüber in die Strömung zu stürzen. Ich näherte mich, und ... wissen Sie, was es war? Ein Mann!«

»Ein Toter?«, fragte Monsieur Lahuche.

»Das glaubte ich zuerst. Tatsächlich gab er kein Lebenszeichen von sich. Ich befreite ihn aus den Zweigen, in denen er feststeckte, und trug ihn an den Rand der Gleise, um nachzusehen, was mit ihm los war. Dort bemerkte ich, dass er noch atmete. Zudem schien er keinerlei Verletzungen zu haben.«

»Ein Reisender, der aus dem Zug gefallen ist«, schluss-

folgerte M. Lahuche.

»Sicherlich, denn wissen Sie, er konnte weder aus der Rhone noch von den Felsen gekommen sein, nicht wahr? Und was den Weg über die Schienen betrifft ...«

»Und was haben Sie dann mit diesem Mann gemacht?«

»Meiner Treu, da ich nur fünfhundert Meter vom Bahnwärterhäuschen am Bahnübergang entfernt war, habe ich ihn mir auf die Schultern geladen und zum Haus getragen. Sie können sich sicher vorstellen, Monsieur, wie erschrocken die Mutter Frégière war, als sie mich mit dem Geschäftsmann auf dem Rücken ankommen sah. Ich habe ihr die Sache erklärt. Dann hat sie sich alle Mühe gegeben, den guten Mann wieder zu sich zu bringen ... ein Glas Schnaps ... ein Lindenblütentee ... ich weiß nicht was ... kurzum, er hat schließlich die Augen aufgeschlagen.

›Wo bin ich?‹, stammelte er, als er zu sich kam.

›Keine Angst‹, antworte ich ihm, ›hier sind Sie besser aufgehoben als auf Ihrem Baum, wo Sie wie eine dicke Amsel hockten.‹

›Mein Baum?‹

Er schien völlig neben sich zu stehen.

›Ja‹, erkläre ich ihm, ›ich habe Sie im *Robinet* gefunden, bewusstlos in einem Haufen alter Weiden ... wahrscheinlich sind Sie aus dem Zug gefallen.‹

Da, Monsieur, fuhr er sich so mit der Hand über die Stirn, und dann wurde er noch blasser, als er es während seiner Ohnmacht gewesen war. Er schrie zwei oder drei Worte in irgendeinem Kauderwelsch heraus ... dann sah er uns beide an, die Frégière und mich, und fing plötzlich zu lachen an.

›Ja ...‹, sagte er, ›es ist ein Unfall ... ich erinnere mich ... ich saß im Bombay-Express, halb im Schlaf, ich muss wohl eine Waggontür geöffnet haben, und im Glauben, auf die Toilette zu gehen, bin ich auf die Strecke gestürzt.‹

›Sicherlich‹, entgegne ich, ›und zum Glück sind Sie, statt auf den Schotter zu prallen, wo Sie sich tödlich hätten verletzen können, in diesen Weidenbüschen gelandet, die den Sturz abgefedert haben.‹

›Und zum Glück kamen Sie auch gerade vorbei ... um mich aufzulesen ... Danke, mein guter Freund ... ich werde es Ihnen nicht vergessen.‹

Während er das sagte, machte er die Bewegung, in die Innentasche seines Jacketts zu greifen. Aber plötzlich wurde er wieder ganz grün im Gesicht, stieß erneut zwei oder drei Ausrufe in einer Sprache aus, die ich nicht kenne, dann lachte er wieder und sagte ganz ruhig: ›Wir werden das morgen regeln. Im Moment halte ich es für das Beste, zu schlafen. Ich möchte Sie nicht länger aufhalten. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich die Nacht hier verbringen, und morgen ...‹

›Warten Sie, Monsieur‹, sagt die Frégière, ›ich werde frische Laken auf unser Bett ziehen.‹

›Nein, nein‹, wehrte er ab, ›dieser Sessel genügt mir ... eine Nacht geht schnell vorbei.‹

Er ließ sich nicht davon abbringen. Also gab man ihm eine Decke, weil die Nächte kühl sind, stellte die Flasche Schnaps und ein Glas auf den Tisch, wünschte ihm eine gute Nacht, und die Frégière und ich gingen schlafen.«

Lahuche starrte den Streckenwärter an, und ein gewaltiger Lachreiz verzerrte sein Gesicht. Schließlich platzte es

aus ihm heraus: »Und nur um mir das alles zu erzählen, kommen Sie extra aus Donzère hergereist, mit einer Miene der Verzweiflung, dass ich schon glaubte, der ganze Robinet-Abschnitt sei in die Rhone gestürzt!«

»Aber warten Sie doch, Monsieur«, entgegnete Frégière. »Heute Morgen, als die Frégière und ich aufstanden – tjä, da war unser Mann verschwunden.«

»Und hat Ihre Möbel mitgenommen?«, spottete Monsieur Lahuche.

»Er hat gar nichts mitgenommen ... zum Glück ... aber er hat dieses Papier hier hinterlassen.«

Und er reichte M. Lahuche eine Visitenkarte, auf der der Name sorgfältig weggekratzt worden war. Mit Bleistift standen darauf die Worte:

Ich werde nicht vergessen, dass Sie mir das Leben gerettet haben! Crystal Dagger.

Da brach der Bahnmeister in schallendes Gelächter aus. »Mein armer Frégière, da sind Sie an einen Undankbaren geraten. Der Herr hat sich heimlich aus dem Staub gemacht, um Ihnen die am Vorabend versprochene Belohnung nicht geben zu müssen. Es sei denn, Sie hatten es mit einem Witzbold zu tun.«

»Ich sehe nicht, wo da der Witz sein soll«, antwortete der Streckenwärter gekränkt. »Wie auch immer«, schloss Monsieur Lahuche, »diese ganze Angelegenheit betrifft den Dienst in keiner Weise. Sie gehen jetzt also ganz ruhig nach Hause, und das nächste Mal, wenn Sie jemanden aus den Zweigen einer Weide fischen, dann sperren Sie ihn bei

sich ein und schließen doppelt ab, denn Vögel dieser Art pflegen beim ersten Morgengrauen davonzufiegen.«

Und er verabschiedete Frégière, der brummend von dannen zog.

»Wie dem auch sei, Monsieur Lahuche mag sagen, was er will, aber die ganze Sache kommt mir nicht ganz koscher vor.«

»Der arme Frégière ... er ist unverbesserlich«, schlussfolgerte M. Lahuche, als er wieder allein war, während er den NOUVELLISTE DE LYON aufschlug, den ihm die Bibliothekarin des Bahnhofs gerade gebracht hatte.

Mit einem Blick überflog er die erste und zweite Seite, die der Politik und den großen Nachrichten gewidmet waren, und schickte sich an, bei der dritten Seite zu verweilen, auf der die Vermischten Meldungen der Region standen. Da erregte unter einer fettgedruckten Überschrift eine kursiv gesetzte Kurzmeldung seine Aufmerksamkeit. Die Überschrift lautete:

Ermordet in einem Luxuszug

Und der Artikel war wie folgt abgefasst:

Valence. Heute Nacht um elf Uhr, als der Luxuszug mit der Bezeichnung B-14 in den Bahnhof von Valence einfuhr, bemerkte der stellvertretende Bahnhofsvorsteher, dass Blut aus einer der beiden Einstiegstüren eines der Schlafwagen sickerte, aus denen der Zug besteht. Nachdem er den Wagen in Begleitung einiger Männer und der Stewards betreten hatte, stellte er fest, dass eine lange Blutspur den gesamten Korridor des Schlafwagens besudelte; sie stammte aus einem der Abteile. Als die Tür die-

ses Abteils geöffnet wurde, bot sich den Angestellten ein tragischer Anblick: Ein Mann lag auf dem Teppich, die Kehle durchschnitten, der Kopf fast vollständig vom Rumpf getrennt. Der Bahnhofsvorsteher ließ diesen Wagen sofort vom Zug abkoppeln und auf ein Abstellgleis rangieren, um das Eintreffen der Staatsanwaltschaft abzuwarten. Wir werden unsere Leser über diese wahrlich sensationelle Angelegenheit auf dem Laufenden halten.

Man wird die Erregung von Monsieur Lahuche leicht verstehen, als er diese eilige Depesche der letzten Stunde las; der Bericht, den Frégière ihm gerade erst erstattet hatte, war noch ganz frisch in seinem Geist. Der Zusammenhang zwischen den beiden Fakten traf ihn unmittelbar, und er erhob sich, ganz bleich im Gesicht.

»Aber dann ... ist dieser Mann von Frégière etwa der Mörder?«

Ein Zweifel war kaum möglich, und der Schluss lag auf der Hand: dieser Mann, der bei den Felsen von Le Robinet aus dem B-14 gesprungen war, und jene Leiche, die man eine Stunde später noch ganz blutig in eben diesem B-14 gefunden hatte.

Völlig kopflos stürzte er aus seinem Büro und rief einem Bahnmitarbeiter zu, der sich auf den Bahnsteigen befand: »He! Bellon, haben Sie Frégière, meinen Streckenwärter, gesehen?«

»Monsieur, ich komme gerade von ihm. Er ist bei Larmande und trinkt ein Glas, während er auf den Gegenzug wartet.«

Ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, seine Mütze auf-

zusetzen, rannte Monsieur Lahuche über die Gleise und den Bahnhofsvorplatz und stürmte wie ein Wirbelwind in das Hotel Larmande, wo Frégière gerade eifrig dabei war, einigen Freunden von dem Ereignis zu berichten, das seine Nacht so durcheinandergebracht hatte.

Kapitel 2

Der blutige Schlafwagen

Der B-14 ist ein internationaler Luxuszug, der einmal pro Woche vom Hafenbahnhof in Marseille abfährt und direkt nach Calais fährt. Seine Abfahrt ist variabel und erfolgt je nach Ankunft des Postdampfers aus Indien am Freitag oder Samstag. Er nimmt dann alle für England bestimmten Depeschen sowie einige Reisende auf, die es eilig haben, in das Vereinigte Königreich zurückzukehren. Daher nimmt er unterwegs weder Fahrgäste auf noch lässt er welche aussteigen.

Gegen zehn Uhr erreicht er Valence, wo er vorschriftsmäßig nur zwei Minuten lang hält. Daher löst seine Durchreise in diesem großen Bahnhof auch keine jener lärmenden Unruhen aus, die den Halt anderer Züge kennzeichnen; die Bahnsteige bleiben verlassen, leer von Reisenden wie von Angestellten. Einzig ein stellvertretender Bahnhofsvorsteher unter seiner weißen Dienstmütze wohnt der Durchfahrt dieses Schnellzugs bei und wartet die zwei vorgeschriebenen Minuten ab, um das Signal zur Abfahrt zu geben.

An jenem Tag hatte Monsieur Guillenot Dienst, ein intelligenter junger Mann mit großer Zukunft. Um zwanzig Uhr dreizehn (neuer Zeitrechnung) war der B-14 in den Bahnhof eingefahren. Als die zwei Minuten verstrichen waren, setzte M. Guillenot bereits die Pfeife an die Lippen, um dem Luxuszug das Abfahrtssignal zu geben, als – wie der NOUVELLISTE DE LYON berichtete – seine Aufmerksamkeit plötzlich auf eine Flüssigkeitsspur gelenkt wurde, die unter der Hintertür des dritten und letzten Schlafwagens hervorfloss.

Er trat näher und bückte sich, um zu erkennen, was die Ursache dieser Flüssigkeit sein könnte, denn der Bahnhof war schlecht beleuchtet. Er richtete sich bleich wieder auf, als er erkannte, dass es Blut war.

Drei Bahnmitarbeiter kamen vorbei; er rief sie herbei.

»Sehen Sie sich das an!«

»Das ist Blut!«, sagten die drei Männer. Einen Moment lang blieben sie stumm vor Staunen.

Währenddessen hatte sich der Zugführer aus seinem Gepäckwagen an der Spitze gelehnt, verwundert darüber, das Abfahrtssignal nicht zu hören, und rief: »Nun? Was ist los? Fahren wir nicht ab?«

»Kommen Sie her!«, schrie M. Guillenot.

Der Zugführer sprang aus seinem Wagen und kam näher; bereits sieben oder acht Männer bildeten einen Kreis um den Waggon.

»Aber das ist ja Blut!«, stellte nun auch der Zugführer fest. »Was hat das zu bedeuten?«

»Das werden wir gleich sehen!«, entgegnete Monsieur Guillenot.

Er stieg auf das Trittbrett und betrat den Wagen. Es war recht dunkel, da die elektrischen Lampen auf Nachtlicht gedimmt waren. Aber einer der Männer hatte seine Laterne dabei. Da sah man, dass das Blut, das auf das Trittbrett des Wagens tropfte, eine breite Rinne bildete, die von der Tür des mittleren Abteils ausging.

Guillenot öffnete sie.

Und er sah auf dem Boden des Abteils einen Mann liegen, der in einer Blutlache schwamm: Der Hals war durch einen so tiefen Schnitt durchtrennt, dass der Kopf nur noch an wenigen dünnen Fleischfasern hing.

Ein Schauer des Entsetzens packte den stellvertretenden Bahnhofsvorsteher und die vier oder fünf Männer, die gerade diese schaurige Entdeckung gemacht hatten.

Inzwischen war der Angestellte der Schlafwagensellschaft, der für diesen Wagen zuständig war, herbeigeeilt. Beim Anblick der Leiche des Reisenden erstarrte er förmlich vor Entsetzen.

»Was sollen wir tun?«, fragte der Zugführer.

»Tja ...«, antwortete der Angestellte vage und ausweichend.

»Wir können hier nicht stehen bleiben und auf die Polizei warten«, fuhr der Zugführer fort. »Das Einfachste wäre wohl, die Fahrt bis Lyon fortzusetzen und die Polizei von dort aus telefonisch zu verständigen.«

»Nein!«, warf Guillenot ein.

Er wandte sich an den Schlafwagenschaffner.

»Haben Sie in den anderen Wagen noch freie Plätze?«

»An Plätzen mangelt es in diesem Zug sicher nicht!«

»Dann lassen wir die Fahrgäste in die anderen Wagen

umsteigen und koppeln diesen hier ab.«

»Das wird einfach sein. Außer diesem Reisenden war niemand in diesem Wagen.« – »Dann beeilen wir uns.«

Guillenot sprang auf den Bahnsteig und gab Anweisungen. Zwei Bahnarbeiter koppelten den Wagen vom Zug ab, der auf ein Abstellgleis rangiert wurde. Nachdem der Schlusswagen wieder angehängt war, gab der stellvertretende Bahnhofsvorsteher das Abfahrtssignal, während der Zugführer zum Lokführer sagte: »Zehn Minuten Verspätung ... das müssen wir bis Lyon wieder reinholen, verstanden!«

Befreit von seinem tragischen Waggon, verschwand der B-14 im Tunnel.

Unterdessen verbreitete sich die Nachricht von der schaurigen Entdeckung im ganzen Bahnhof wie ein Lauffeuer. Die Kunde erreichte bereits die Cafés rund um den Bahnhof, aus denen die späten Gäste auf die Bahnsteige eilten, um Einzelheiten über diese tragische Angelegenheit zu erfahren. Guillenot sah sich plötzlich von einer Schar neuer *Freunde* umringt, deren Namen er beim besten Willen nicht hätte nennen können. Aber was sollte er tun? Er hatte ohnehin Wichtigeres zu erledigen, als zu berichten, was er gesehen hatte. Kaum war der Wagen auf dem Abstellgleis, hatte er bereits den Bahnhofsvorsteher wecken, den Aufsichtskommissar verständigen und die Staatsanwaltschaft benachrichtigen lassen.

Der Bahnhofsvorsteher, der als Erster eintraf, postierte zunächst fünf oder sechs Bahnarbeiter um den blutigen Wagen, um Neugierige fernzuhalten. Dann erschien Monsieur Jeulin, der Aufsichtskommissar – völlig verschwitzt,

außer Atem und aufgewühlt von dem, was er gerade erfahren hatte. Vielleicht war er auch wütend darüber, dass er ein Kartenspiel hatte unterbrechen müssen, gerade, als er alle Trümpfe auf der Hand hielt. Er war ein dicker, gemüthlicher Mann, ein großer Liebhaber von Bier und Karten, der diesen geruhsamen und sicheren Posten einem alten Kameraden aus Studientagen im Quartier Latin verdankte, der inzwischen Minister geworden war.

Seit fünf oder sechs Jahren bekleidete er diesen Posten voller Vertrauen und Nutzlosigkeit, ohne jemals Intelligenz oder Tatkraft beweisen zu müssen. Und nun zwang ihn ein Verbrechen in seinem Zuständigkeitsbereich, das alle Anzeichen einer Sensation trug, ins Rampenlicht zu treten – er war regelrecht fassungslos.

Doch die Justiz traf ein: der Untersuchungsrichter, Monsieur Hardi, der Staatsanwalt, Monsieur Chaulvet, und der Gerichtsschreiber Philippon.

Vor dem Waggon, im fahlen Licht der Laternen der Angestellten, berichtete M. Guillenot, wie er das Blut bemerkt hatte, wie er den Wagen betreten und welche Entdeckung er dort gemacht hatte.

»Sie haben gut daran getan, den Wagen abhängen zu lassen«, lobte ihn Monsieur Chaulvet. »Ihn bis nach Lyon mitzuführen, wäre Zeitverschwendung gewesen. Wir gewinnen so eine gute Stunde, und in einer Stunde kann eine Ermittlung weiter kommen als ein Mörder.«

Im Grunde war er entzückt, sich endlich mit einem so bedeutenden Fall befassen zu können, der zweifellos seinen Scharfsinn, seinen Riecher und seine Qualitäten als geschickter Ermittler unter Beweis stellen würde. Darin

unterschied er sich völlig von M. Hardi, dem Untersuchungsrichter – einem Mann ohne Ehrgeiz, der in diesem Verbrechen zunächst nur die Unannehmlichkeiten und Störungen sah, die es ihm bereiten würde.

»Betreten wir den Wagen!«, entschied Monsieur Chaulvet. M. Guillenot ging ihnen voran.

Es herrschte tiefe Dunkelheit: Da der kleine Dynamo zwischen den Rädern des Schlafwagens nicht mehr angetrieben wurde, waren alle Lampen erloschen. Der stellvertretende Bahnhofsvorsteher trug seine Laterne bei sich; der Richter, der Staatsanwalt, der Kommissar sowie der Gerichtsschreiber liehen sich die Laternen der Bahnarbeiter aus.

Die Leiche lag noch immer ausgestreckt auf dem Teppich des Abteils. M. Chaulvet beugte sich vor, doch plötzlich fuhr er wie von einer Feder geschnellt hoch: »Aber diese Leiche wurde vollständig enthauptet! Diese Leiche hat keinen Kopf mehr!«

»Was? Was sagen Sie da?«, rief der stellvertretende Bahnhofsvorsteher entsetzt.

»Sie sagten mir, dem Mann sei die Kehle aufgeschlitzt, der Hals durchtrennt worden. Sehen Sie doch selbst. Er hat keinen Kopf mehr!«

M. Guillenot beugte sich nun seinerseits vor, und auch er richtete sich bleich und verstört auf, als stünde er vor dem Unbegreiflichen, dem Unerklärlichen.

»Monsieur«, sagte er mit einem Schauer des Entsetzens. »Ich habe ihn gesehen ... ich habe ihn ganz deutlich gesehen ... vorhin, als ich als Erster diesen Wagen betrat: den Kopf dieses Unglücklichen. In der Tat, wie ich Ihnen

sagte, hing er nur noch an einigen Fleischfetzen ... aber er war da ... ich habe ihn gesehen ... und der Zugführer ... der Steward und auch die Bahnarbeiter haben ihn gesehen!«

»Seltsam«, murmelte der Staatsanwalt. »Man müsste also glauben, dass jemand diesen Kopf gestohlen hat. Aber wer? Der Mörder! Damit man sein Opfer nicht identifizieren kann. Das hieße dann, dass er im Zug war. Er ist noch immer darin!«

Und an Guillenot gewandt fragte er: »Der erste Halt des B-14 ist Lyon?«

»Ja.«

»Und er kommt dort an um ...?«

»Zwanzig Minuten nach Mitternacht, aber wegen der Verspätung ...«

Der Staatsanwalt hatte seine Uhr hervorgeholt. »Zehn Minuten vor Mitternacht!«

Dann wandte er sich an den Aufsichtskommissar. »Monsieur Jeulin ... schnell, ein Telefonanruf bei Ihrem Kollegen am Bahnhof Perrache, der hoffentlich auf seinem Posten ist. Er soll den B-14 überwachen, niemanden aussteigen lassen und sofort die Lyoner Staatsanwaltschaft verständigen, die ich gleich selbst telefonisch auf den neuesten Stand bringen werde.«

Während der Kommissar zum Telegrafenamts des Bahnhofs eilte, zog M. Chaulvet ein Notizbuch aus der Tasche, bekritzelte drei Blätter und reichte sie den Bahnarbeitern mit den Worten: »Schnell, diese Nachricht zur Gendarmerie, diese zum Polizeikommissar, diese zum Chef der mobilen Brigade, und zwar im Laufschrift. In einer Viertel-

stunde müssen alle hier sein!«

Er überlegte eine Sekunde lang, dann ging er auf die Tür des Schlafwagens zu. »Kümmern wir uns um das Dringendste. Danach haben wir noch genug Zeit für die Tatbestandsaufnahme.«

Kapitel 3

Der B-14

Als der B-14 in den Bahnhof von Perrache in Lyon einfuhr, wurde er sofort von einem wahren Schwarm von Polizisten umringt, die einen in Zivil, die anderen in Uniform. Der Bahnhof war für die Öffentlichkeit gesperrt, und der stellvertretende Generalstaatsanwalt leitete die Operationen höchstpersönlich.

Der Telefonanruf von Monsieur Jeulin und der darauffolgende, erklärende Anruf von M. Chaulvet hatten ihre volle Wirkung entfaltet; man hatte Zeit gehabt, alles vorzubereiten, und es war offensichtlich: Sollte sich der Mörder noch im Zug befinden, gäbe es für ihn kein Entkommen.

Der Chef der Lyoner Kriminalpolizei war zu dieser Zeit ein gewisser Monsieur Rosic, der bei zahlreichen Gelegenheiten sein Gespür und sein tiefes Verständnis für Kriminalfälle unter Beweis gestellt hatte. Während er auf den Zug wartete, stand er an der Seite von Monsieur Boulard, dem Staatsanwalt, und schien dem Ausgang der Angelegenheit äußerst skeptisch gegenüberzustehen.

»Wissen Sie, ich kann einfach nicht glauben, dass sich der Mörder noch im Zug befindet.«

»Glauben Sie etwa, er sei während der Fahrt abgesprungen?«

»Nein. Der B-14 ist ein Schnellzug. Man müsste schon sehr verwegen sein, um den Sprung aus einem Zug zu riskieren, dessen Mindestgeschwindigkeit an gefährlichen Stellen nicht unter achtzig Kilometern pro Stunde liegt.«

»Und was dann?«

»Dann muss die Tat vor Avignon geschehen sein, und der Mörder ist in diesem Bahnhof auf der gleisabgewandten Seite ausgestiegen, das ist alles!«

»Oder in Valence.«

»Warum in Valence?«

»Weil in Valence der Kopf verschwunden ist.«

Doch Kommissar Rosic zuckte mit den Schultern. »Sie glauben diese Geschichte mit dem verschwundenen Kopf? Das ist so unwahrscheinlich und unnütz. Die Leute in Valence werden im ersten Schockmoment geglaubt haben, einen Kopf zu sehen, falls der Mörder ihn tatsächlich abgetrennt hat. Oder aber er ist unter irgendeine Sitzbank gerollt, wo Monsieur Chaulvet ihn nicht sofort finden konnte.«

»Kurzum, wir verschwenden hier unsere Zeit.«

»Man verschwendet niemals seine Zeit«, erwiderte der Polizist, »denn sehen Sie ... Aber da kommt unser Zug!«

Der B-14 fuhr in den Bahnhof ein. Wie bereits erwähnt, war der Zug noch nicht zum Stillstand gekommen, als er bereits von einem Schwarm Polizisten und Beamten umstellt wurde. Die Messieurs Boulard und Rosie begaben

sich daraufhin zum Zugführer, der gerade auf den Bahnsteig gesprungen war. Angesichts der vielen Menschen, die seinen Zug umringten, stöhnte er verzweifelt: »Na herrlich! Das geht ja schon wieder los. Wenn wir jemals vor morgen Abend in Charenton ankommen, dann haben wir verdammt viel Glück!«

Doch M. Boulard war an ihn herangetreten.

»Sind Sie der Zugführer?«

»Ja, Monsieur!«

»Haben Sie seit Valence irgendetwas bemerkt?«

»Nichts.«

»Normaler Fahrtverlauf?«

»Vollkommen normal.«

»Keinerlei Verzögerung, aus welchem Grund auch immer?«

»Keine. Zufälligerweise ist die Strecke auf der ganzen Länge in gutem Zustand«, antwortete der Mann, sichtlich irritiert über diese Fragen, deren Tragweite er nicht begreifen konnte.

»Gut!«, schloss der Staatsanwalt mit einem langen Blick zu Rosic. Dann fuhr er fort: »Ich muss Ihren Zug inspizieren! Ich bin der stellvertretende Generalstaatsanwalt.«

»Nun, Monsieur«, antwortete der Zugführer, »das fällt nicht in meinen Zuständigkeitsbereich. Meine Aufgabe ist es lediglich, den Zug zu führen; die Fahrgäste gehen mich nichts an. Der B-14 ist kein Zug der Bahngesellschaft; er gehört der Schlafwagen-Gesellschaft (Wagons-Lits), und das ist deren Angelegenheit. Dort drüben ist der Schaffner.«

Er deutete auf einen Mann in khakifarbener Kleidung

mit tressierten Ärmeln und einer flachen, goldverzierten Mütze, der einige Schritte von der Gruppe entfernt stand. An ihn richtete der Staatsanwalt nun erneut sein Ersuchen.

»Das ist machbar, Monsieur«, antwortete der Schaffner, »vorausgesetzt, die Inspektion geht schnell und wir verlieren nicht zu viel Zeit.«

Der Staatsanwalt machte eine vage Geste.

»Übrigens«, fuhr der Schaffner fort, »hier ist mein Bordbuch!« Er zog ein Papier aus der Tasche, auf dem der Plan seines Zuges verzeichnet war, und erklärte: »Ab dem Bahnhof Arène hatte ich zehn Fahrgäste: sieben im ersten Wagen – das ist eine Familie: Vater, Mutter, drei Kinder und zwei Bedienstete; im zweiten Wagen nur ein Fahrgast.« Er senkte die Stimme. »... derjenige, der ermordet wurde!. Schließlich im dritten und letzten Wagen zwei Fahrgäste, getrennt, jeder in einem Abteil. Allesamt Engländer, versteht sich.«

»Wir werden sehen!«, sagte der Staatsanwalt.

»Verzeihung, Monsieur«, gab der Schaffner zu bedenken, »es ist nur so ... alle diese Fahrgäste schlafen.«

»Nun ja, dann werden Sie sie eben wecken müssen!«, entschied der Staatsanwalt. »Es ist unerlässlich, dass ich Ihren Zug inspiziere. Sie wissen, warum.«

Der Schaffner machte eine Geste der Ohnmacht. »Es ist offensichtlich, dass unsere Vorschriften es uns verbieten, unsere Fahrgäste zu wecken, die teuer dafür bezahlt haben, ihre Ruhe zu haben, aber unter diesen Umständen. Im Übrigen, Monsieur Staatsanwalt, übernehmen Sie die volle Verantwortung dafür.«

Ein Lächeln des Staatsanwalts deutete an, dass diese Verantwortung angesichts seiner weitreichenden Befugnisse schwerelos war, und er folgte dem Schaffner in den ersten Wagen. Es herrschte einige Bestürzung unter der englischen Familie, die der Schaffner sehr höflich und mit den bestmöglichen Entschuldigungen weckte. Rosic hatte mit einem Blick die vier Abteile inspiziert; seine Aufmerksamkeit war besonders an dem Diener hängen geblieben, der voll bekleidet in einem Sessel schlief, eine Zeitung zu seinen Füßen. Doch zweifellos schien ihm alles normal zu sein, denn er blinzelte dem Staatsanwalt zu und murmelte: »Hier gibt es nichts zu holen!«

Durch den Korridor gelangten sie in den zweiten Wagen, während der Schaffner anmerkte, dass dieser Wagen bis Valence der dritte gewesen sei, da der ursprüngliche zweite Wagen in jener Station abgekoppelt worden war.

»In diesem Schlafwagen befinden sich, wie ich Ihnen sagte, Monsieur, zwei Fahrgäste: einer in Abteil Nr. 1 und der andere in Nr. 3.«

Und mit diesen Worten öffnete er das erste Abteil: Ein Mann, der in seiner Koje ausgestreckt war, schnarchte aus vollem Hals. Der Schaffner tippte ihm vorsichtig auf die Schulter; er fuhr kerzengerade hoch – ein grotesker Anblick mit seinem Damast-Madras, das seinen rötlichen Kopf umwand und einen beeindruckenden Pyjama freigab, auf dem eine riesige Baronskrone in Gold gestickt war.

Mit weit aufgerissenen Augen brüllte er: »What is it? Why do you awake me?«

Und während der Schaffner ihm erklärte, dass die Justiz

aufgrund einer wichtigen Angelegenheit eine Durchsuchung durchführe, stieg er halb aus seinem Bett und wetterte mit gewaltiger Stimme: »I don't mind! I will complain to the King! And bring to trial the Company!«

Der Schaffner warf dem Staatsanwalt einen verzweifelten Blick zu, der allerdings kein Wort Englisch verstand. Wie schon im anderen Wagen hatte sich Rosic jedoch rasch eine Meinung gebildet und sagte: »Lassen wir diesen Gentleman schlafen und gehen wir ins andere Abteil!«

Der arme Schaffner war grün vor Aufregung; sicher, es war nicht seine Schuld, aber wenn der Baron sich beschwerte oder die Gesellschaft verklagte, wozu er das Recht hatte – wer würde dann für den Schaden aufkommen? Der arme Mann musste sich wohl oder übel eingestehen, dass er das selbst sein würde.

So öffnete er nur höchst widerwillig das dritte Abteil. Rosic trat als Erster ein und drehte sich plötzlich um

»Aber es ist leer!«

»Leer?«, wiederholte der bestürzte Schaffner.

»Sie haben sich geirrt. Es ist in einem anderen ...«

»Ich versichere Ihnen, dass es dieses hier ist. Ich habe Übung darin, ich habe ihn selbst untergebracht. Ich erinnere mich sogar, dass er mich fragte, ob er nicht direkt über den Drehgestellen läge, was ihn am Schlafen hindern würde.«

»Und nun?«

»Dann ...«, erwiderte der Schaffner, der Angst davor hatte, die Antwort zu begreifen. »Sehen wir uns erst die anderen an«, meinte der Staatsanwalt.

Der gesamte Zug wurde von oben bis unten durchsucht;

der zehnte Fahrgast war verschwunden. Ein Zweifel war nicht mehr möglich: Er war der Mörder.

Es galt nun herauszufinden, wo dieser zehnte Fahrgast den B-14 verlassen haben könnte. Im Grunde schien es gar nicht so einfach, unbemerkt aus dem Zug zu steigen. Wie bereits erwähnt, nimmt der B-14 Fahrgäste am Hafenbahnhof von Marseille mit Ziel London über Calais auf und darf unterwegs weder Passagiere aufnehmen noch absetzen. Bei seinen seltenen Halten, die ausschließlich dem Lokomotivwechsel dienen, wäre ein Fahrgast, der ein- oder ausstieg, zwangsläufig aufgefallen. Der zehnte Fahrgast, der Mörder, musste den B-14 also während eines Halts verlassen haben, indem er zur gleisabgewandten Seite absprang.

»Ich habe es Ihnen ja gesagt, Monsieur Staatsanwalt«, meinte Rosic, »mein erster Eindruck war der richtige. Unser Mann hat sein Verbrechen unmittelbar nach der Abfahrt des Zuges aus Marseille begangen und sich in Avignon, beim ersten Halt, klammheimlich aus dem Staub gemacht. Und jetzt versuchen Sie mal, ihn einzuholen!«

Doch der Staatsanwalt blieb skeptisch. »Wer hätte dann in Valence den Kopf verschwinden lassen?«

Rosie zuckte mit den Schultern.

»Die bilden sich ein, sie hätten den Kopf gesehen. Aber ich bin mir sicher ... Übrigens werde ich selbst dorthin fahren und es herausfinden.«

Der Zugführer trat nun näher und fragte: »Kann ich das Abfahrtssignal geben?«

»Sicher. Nur sehen Sie zu, dass Sie der Justiz zur Verfügung stehen, genau wie Sie, Monsieur Schaffner, denn wir

werden zweifellos Ihre Zeugenaussage benötigen«, entgegnete Rosic.

»Ja«, fügte der Staatsanwalt hinzu und wandte sich an den Angestellten der Schlafwagen-Gesellschaft. »Am besten wäre es sogar, wenn Sie den Dienst in Paris an einen Ihrer Kollegen übergeben und hierher zurückkehren.«

Der Schaffner verzog das Gesicht. Doch ein Pfiff ertönte, und eine Minute später verschwand der tragische Zug im Tunnel von Fourvière.

Kapitel 4

Monsieur Rosic

Es war vier Uhr morgens, als Rosic in den Schnellzug sprang, der ihn eine Stunde später am Bahnhof von Valence absetzte. Er hatte genug Zeit gehabt, über diesen Fall nachzudenken, der ihm alles in allem klarer erschien als Quellwasser. Sicherlich würde er seine glänzenden Fähigkeiten als Polizist nicht gerade an dem Verbrechen im B-14 unter Beweis stellen können. Der Mörder war ein Engländer, der wie sein Opfer aus Indien kam. Er hatte seine Tat lange im Voraus geplant und ruhig ausgeführt, sobald der B-14 in Fahrt gekommen war. In Avignon war er verschwunden und hatte nun einen Vorsprung. Man würde ihn niemals wiederfinden. Was diese Geschichte mit dem verschwundenen Kopf anging, von der der arme Monsieur Boulard so viel Aufhebens machte, so war das eine Räuberpistole, die er schnell aufklären würde.

Als er auf dem Bahnsteig in Valence ausstieg, steuerte er sofort das Büro des Sonderkommissars an. Das Büro war geschlossen; Monsieur Jeulin hatte nach der Aufnahme des Sachverhalts eilig sein Zuhause und sein Bett aufgesucht.

»Ein sonderbarer Kommissar!«, brummte Rosic.

Er wandte sich an einen Angestellten: »Sagen Sie mir, mein Freund, der Bahnhofsvorsteher, der gestern Abend beim Eintreffen des B-14 Dienst hatte – ist der wohl auch schlafen gegangen?«

Der Mann sah sein Gegenüber verblüfft an, antwortete jedoch: »Das ist Monsieur Guillenot ... er ist noch da, da er seinen Nachtdienst erst um sieben Uhr beenden wird.«

»Na, das trifft sich ja gut!«

»Aber wenn es um Auskünfte geht«, fuhr der Mann fort, »lohnt es sich nicht, ihn zu befragen, denn der Staatsanwalt hat uns verboten, den Journalisten auch nur die geringste Information zu geben.«

»Ah! Bah!«

»Weil er sagt, dass Journalisten Schwätzer sind, die die Ermittlungen behindern!«

»Er hat recht!«, stimmte Rosic zu. »Und Sie haben vermutlich noch keine Journalisten empfangen?«

»Fünf, schon!«

»Potzblitz! Die verlieren keine Zeit!«

»Zumindest was mich betrifft!«, fügte der Mann mit einem Anflug von Eitelkeit hinzu.

»Sie wissen also etwas?«

»Aber sicher! Ich war dabei, mit Monsieur Guillenot, als er in den Schlafwagen stieg.«

»Und ... Sie haben den Kopf gesehen ... zweifellos.«

»So deutlich, wie ich den Ihnen sehe ...«

Rosic, der an seiner Theorie festhielt, zuckte mit den Schultern. »Sind Sie sich da absolut sicher?«

»Ich bin kein altes Tier, nehme ich an«, entgegnete der Mann gekränkt. »Der Körper lag auf dem Teppich ... der Kopf, fast vom Rumpf getrennt, war ganz nach rechts gedreht ... und ich habe ihn so genau gesehen, dass ich ihn wiedererkennen könnte, wenn man ihn mir zeigte. Es war der eines Mannes von etwa dreißig Jahren, völlig glatt rasiert ... blond ... mit einem großen Muttermal auf der rechten Wange, voll kleiner borstiger Härchen ...«

Rosic machte eine ungeduldige Bewegung. Diese Fülle an Details schien zu beweisen, dass der Mann keinem Trugbild erlegen war; dies brachte seine ganze Theorie ins Wanken. Innerlich gekränkt, sagte er: »Zum Glück bin ich kein Journalist, denn Sie gehorchen den Befehlen des Staatsanwalts ja ausgesprochen gut!«

Der Mann errötete unter seiner Bräunung. »Sie sind also kein Journalist?«

»Ich bin Chef der Sûreté!«

Der Mann wurde noch unsicherer, machte kehrt und fügte zur Entschuldigung hinzu: »Himmel! Hätte ich das gewusst, hätte ich Ihnen nichts gesagt.«

»Gehen Sie also nur weiter Ihrer Arbeit nach, bei solchen Grobianen!«, grummelte Rosic und begab sich zum Büro des Bahnhofsvorstehers.

Guillenot döste in seinem Sessel; als er hörte, wie ein Mann sein Büro betrat, sprang er nervös auf. Es war offen-

sichtlich, dass er sich von der Aufregung des Vortages noch nicht ganz erholt hatte.

»Was wollen Sie?«, fragte er.

»Ich bin Monsieur Rosic, Chef der mobilen Brigade von Lyon, und ich komme wegen des Verbrechens von gestern. Sie sind sich also sicher, dass die Leiche ihren Kopf noch hatte, als Sie den Schlafwagen betraten?«

»So sicher, wie ich hier stehe«, antwortete Monsieur Guillenot.

»Und dieser Kopf ...«

»Jung, rasiert, blond ...«

»Ein Muttermal ...«

»Das habe ich nicht bemerkt.«

»Kurz gesagt, es gibt keinen Irrtum?«

»Keinen einzigen!«

»Also, Ihrer Meinung nach war der Mörder in Valence noch im Zug?«

»Aber sicher! Wer hätte denn ein Interesse daran gehabt, diesen Kopf verschwinden zu lassen?«

»Sicherlich ... Aber dennoch, das muss man sich ansehen ... Wie soll er Ihrer Meinung nach vorgegangen sein?«

Der Bahnhofsvorsteher zuckte mit den Schultern. »Woher soll ich das wissen? Ich kann es mir nicht erklären. Aber was sicher ist, ist, dass der Kopf dort war, kaum noch am Hals hängend ... ja ... und zehn Minuten später, als wir mit dem Kommissar und der Staatsanwaltschaft in den Waggon zurückkehrten, war der Kopf nicht mehr da.«

»Seltsam!«, murmelte Rosic, der sich nur schwer mit dieser mysteriösen Tatsache abfinden konnte.

Er fragte weiter: »Wie lange hat es gedauert, den Wag-

gon abzustellen?«

»Die Schnellzüge sind eng gekoppelt. Um die Kupplungen zu lösen, braucht man ein Spezialwerkzeug. Die Zeit, es zu holen ... zu arbeiten ... sagen wir sieben oder acht Minuten. Da das Rangierpferd nicht da war, haben die Männer den Waggon mit Muskelkraft verschoben.«

»Was bedeutet, dass es während dieses Vorgangs unmöglich gewesen wäre, dass ein Mann den Zug verlässt, ohne gesehen zu werden?«

»Sicherlich ... um einen schweren Waggon wie einen Schlafwagen zu schieben, braucht man etwa zehn Männer, sowohl hinten als auch an den Seiten.«

»Also kann es nicht passiert sein, als der Waggon am Bahnsteig stand?«

»Nein! Denn auf der anderen Seite des Bahnsteigs waren Angestellte!«

»Auch nicht während der Rangierfahrt. Es muss also passiert sein, als der Waggon auf dem Abstellgleis stand. Der Mann konnte fliehen und den Kopf mitnehmen. Das scheint zu beweisen, dass er sich im Waggon befand?«

»Das scheint in der Tat so gewesen sein!«

»Ist der Waggon auf dem Gleis allein geblieben?«

»Ja!«

»Und wie viel Zeit verging zwischen dem Abstellen und dem Eintreffen der Staatsanwaltschaft?«

»Eine gute halbe Stunde.«

»Das ist mehr als genug!«

Rosic dachte eine Sekunde nach, dann: »Wo ist der Waggon?«

»Ich werde Sie hinführen«, sagte der Bahnhofsvorsteher.

Sie verließen das Büro. Der Tag war gerade angebrochen.

»Haben wir alle Feststellungen getroffen?«, fragte Rosic.

»Alle!«

»Und ...«

»Die Leiche lag auf dem Parkett des Waggons. Der Kopf war sauber abgeschnitten, das Blut war überall verspritzt. Auf einer Sitzbank stand ein geöffneter Koffer ... kein anderes Gepäck.«

Sie kamen beim Waggon an.

»Ist die Leiche noch dort?«, fragte Rosic.

»Nein ... Wir haben sie heute Morgen ins Krankenhaus gebracht, dort wird die Obduktion durchgeführt.«

Und da Rosic mit den Schultern zuckte, fügte der Bahnhofsvorsteher hinzu: »Da ich in zehn Minuten Dienstschluss habe, werde ich mich mit Vergnügen am Buffet zu Ihnen gesellen.«

Kapitel 5

Crystal-Dagger

Als der Zug Nummer 62 in den Bahnhof einfuhr, erblickte Guillenot, wie der Streckenwärter von Pierrelatte ausstieg. Bevor er in Valence stellvertretender Bahnhofsvorsteher wurde, hatte er als leitender Arbeiter in Pierrelatte gedient und stand in engem Kontakt mit Monsieur Lahuche; er ging also zielstrebig auf ihn zu, die Hand bereits ausgestreckt.

»Welch guter Wind weht Sie hierher?«, fragte er.

»Mein Lieber«, antwortete Lahuche, »ich glaube, mein Streckenwärter Frégière hat den Mörder aus dem B-14 entdeckt.«

»Ach was!«, rief Guillenot aus. »Das ist eine lange Geschichte. Ich habe den ersten Zug genommen und Frégière mitgebracht.«

Tatsächlich trat der Streckenwärter vor, nachdem er aus dem Dritte-Klasse-Abteil gestiegen war, in dem er die Reise verbracht hatte.

»In dieser Nacht«, fuhr Lahuche fort, »fand er in den Weiden am Robinet einen Mann – einen Mann, der allem Anschein nach aus dem Schnellzug von Calais gesprungen war.«

»Mein Gott«, erwiderte Guillenot, »das wird den Chef der Sûreté von Lyon freuen, der zufällig genau hier ist. Überlassen Sie mir meinen Zug, und ich werde Sie zu ihm führen!«

Man erinnert sich an die Aufregung von Monsieur Lahuche, als er nach der außergewöhnlichen Geschichte, die sein Streckenwärter ihm erzählte, im NOUVELLISTE die ausführlichen Details des Verbrechens am B-14 gelesen hatte. Sofort hatte er sich auf die Suche nach Frégière gemacht, der sich im Hotel *Larmande* gegenüber dem Bahnhof aufhielt. Kurzentschlossen war er mit ihm in den 62er gesprungen, um die Justiz so schnell wie möglich über den Fund seines Streckenwärters zu informieren.

Nachdem der 62er wieder abgefahren war, verließ Guillenot seinen Dienst und begab sich, gefolgt von Lahuche, zum Bahnhofsbuffet.

Dort saß in einer Ecke Rosic, tief damit beschäftigt, ein Croissant in eine Tasse cremige Schokolade zu tunken. Er grübelte melancholisch darüber nach, wie unglücklich es sei, die Nacht mit einer Angelegenheit von eigentlich so geringer Bedeutung verbracht zu haben. Denn er hielt hartnäckig an seiner Theorie fest: Der Reisende des B-14 sei zwischen Marseille und Avignon ermordet worden, habe den Zug dort ganz natürlich verlassen, und es wäre nun sehr schwierig, ihn aufzuspüren. Sicherlich würde er bald am Bahnhof von Avignon auf dem Gleisschotter einige blutige Fußspuren entdecken, die darauf hindeuteten, dass der Mörder dort den Waggon verlassen hatte; aber das würde ihn nicht viel weiterbringen. Zudem unterstand der Fall seinem Kollegen, dem Chef der mobilen Brigade von Marseille, und folglich würde er wohl in aller Ruhe nach Lyon zurückkehren müssen, um diesen Fall ohne Ruhm und ohne Profit hinter sich zu lassen.

Etwas jedoch störte ihn: Der stellvertretende Bahnhofsvorsteher behauptete, den Kopf gesehen zu haben; doch Rosic dachte bei sich: Wenn er nicht Opfer einer sehr verständlichen Halluzination wurde, wenn er den Kopf tatsächlich gesehen hat, nun gut! Dann muss er noch dort sein; er ist unter irgendeine Bank oder sogar auf den Schotter gerollt ... es sei denn, es gab einen Komplizen, was mir ziemlich unwahrscheinlich erscheint, denn dieser wäre auch in Avignon ausgestiegen, da er nichts mehr im Luxuszug zu tun gehabt hätte.

Er war gerade bei diesen Überlegungen, als er sah, wie Guillenot das Buffet betrat, gefolgt von zwei Personen, die er nicht kannte.

»Monsieur«, sagte der stellvertretende Bahnhofsvorsteher zu ihm, »hier ist M. Lahuche, Streckenwärter in Pierrelatte, der glaubt, Ihnen einige Informationen über den Mörder des B-14 geben zu können.«

»Wirklich?«, fragte Rosic.

»Folgendes«, erklärte Lahuche, »mein Streckenwärter Frégière, den Sie hier sehen, hat in einem Weidengebüsch am Bahnübergang Robinet einen Einzelgänger entdeckt, der sehr wohl aus dem Luxuszug gefallen sein könnte!«

»Ach was!«, rief Rosic lächelnd aus. Und ohne weiter zuzuhören, wandte er sich triumphierend an Guillenot: »Wenn ich Ihnen sagte, dass der Mörder nicht bis hierhergekommen war und unterwegs ausgestiegen sein musste!« Dann zu Lahuche: »Wollen Sie mir Details geben!«

»Frégière wird es Ihnen selbst erklären.«

Da wiederholte Frégière, eingeschüchtert von der ganzen Angelegenheit wie eine gelernte Lektion, was er seinem Chef bereits erzählt hatte; wie er bei seinem Rundgang einen ohnmächtigen Mann entdeckt hatte, wie seine Frau ihn im Erdgeschoss untergebracht hatte und wie am Morgen niemand mehr zu finden war. Der Mann war verschwunden und hinterließ nur einen Zettel mit der Unterschrift: *Crystal-Dagger*.

Herr Rosic strahlte; es war die Bestätigung seiner Theorie, oder zumindest fast.

Er wandte sich an Guillenot: »Nicht wahr! Was sagen Sie dazu? Hatte ich den richtigen Riecher? Um Himmels willen, das lag doch auf der Hand! Ihr Mörder hatte nicht erst gewartet, bis er in Valence war, um sich aus dem Staub zu machen. Ich dachte, er sei am Bahnhof Avignon ver-

schwunden. Er konnte es wohl nicht tun. Also ist er unterwegs gesprungen, was beweist, dass es ein entschlossener Mann ist, der nicht zögert, denn aus einem fahrenden Schnellzug zu springen. Obwohl, wenn man darüber nachdenkt, erklärt sich alles aufs Beste. Der Mörder ist Engländer, wie das Opfer. Irgendein Seemann ... ein guter Schwimmer jedenfalls. Nun, an diesem Übergang am Robinet, wenn ich mich recht erinnere, verläuft die Eisenbahnlinie so nah an der Rhône, dass der Weg bei Hochwasser unterspült ist. Also, was man nicht auf trockenem Boden tun kann, macht man im Wasser. Aus einem Zug zu springen, ist purer Wahnsinn. Aber wenn man ins Wasser springt ... Das liegt doch auf der Hand.«

Und Rosic rieb sich die Hände, zufrieden, dass die Ereignisse ihm recht gaben.

Doch Guillenot beharrte auf seiner eigenen Sicht, schüttelte den Kopf und sagte: »Also, was machen Sie mit den blutigen Fußspuren, die auf dem Trittbrett entdeckt wurden?«

»Aber er musste ja die Tür öffnen. Er konnte seinen Sprung nicht durch die Fensterscheiben machen. Er ist also auf das Trittbrett gestiegen und hat dort seine Fußspuren hinterlassen, nach außen gerichtet.«

»Das wäre perfekt«, sagte Guillenot mit einem kleinen hämischen Lächeln, »wenn die Fußspuren nicht auf der Gegenseite wären.«

»Was ... auf der Gegenseite?«

»Ja, das heißt, nicht auf der Seite der Rhône, sondern auf der Seite der Felsen am Durchgang des Robinet!«

Rosic antwortete nicht; er betrachtete Guillenot nur mit

zusammengezogenen Brauen, als wolle er ihm seinen Eigensinn vorwerfen. Doch er konnte nicht umhin, sich zu sagen, dass Guillenot recht hatte und dass diese Fußspuren auf dem Trittbrett der Gegenseite, also auf der der Rhône entgegengesetzten Seite, seine gesamte Theorie zunichtemachten.

Es war schade; schließlich sagte er: »Nach allem beweisen diese Fußspuren nichts. Sie könnten von einem Angestellten stammen.«

»Niemand ist von dieser Seite in den Waggon gestiegen. Da bin ich mir sicher; und übrigens, wenn der Mörder derjenige ist, von dem Lahuche spricht, wer hat dann den Kopf des Opfers entfernt?«

Froh über diese Ablenkung rief Rosic: »Ja ... dieser Kopf, wenn Sie ihn wirklich gesehen haben, muss noch im Waggon sein. Übrigens ist es leicht, sich davon zu überzeugen.«

Er stand auf. Guillenot, Lahuche und Frégière folgten ihm. Alle vier begaben sich zu dem tragischen Waggon, der immer noch vor den Büros der Bahnverwaltung stand. Als sie dort ankamen, erblickten sie eine Gruppe von fünf oder sechs Personen, die sich ebenfalls näherten: Es waren der Staatsanwalt, der Untersuchungsrichter, der Bahnhofskommissar, der Gerichtsschreiber und drei oder vier Polizisten.

»Guten Tag, Monsieur Chaulvet«, sagte Rosic, als er den Staatsanwalt erkannte.

»Ah, Rosic! Sie haben keine Zeit verloren. Haben Sie interessante Feststellungen gemacht?«

Kapitel 6

Der Bankier von Viviers

Knapp eine Stunde später kam Rosic, in Begleitung von Lahuche und Frégière, im Auto an dem kleinen Haus des Letztgenannten an.

Dieses kleine Haus, das sich direkt am Rande der Schienen befand, lag genau am Eingang jener Engstelle, die man *Passage du Robinet* nennt.

Es überblickte den Bahnübergang einer recht viel befahrenen Straße, die von Donzère nach Viviers führt und die Rhône in zehn Metern Entfernung von den Gleisen auf einer mautpflichtigen Hängebrücke überquert.

Doch der Ort ist überaus einsam, und die nächste Behausung ist erst in mehr als einem Kilometer Entfernung zu finden.

Mit einem einzigen Blick hatte Rosic die Örtlichkeiten erfasst; dann ließ er sich an die Stelle führen, an der Frégière – wie eine dicke Amsel, wie er zu sagen pflegte – jenen Privatmann entdeckt hatte, von dem man annahm, er sei aus dem B-14 gesprungen und der Mörder.

Das Weidengebüsch wies, dank seiner geknickten oder zerzausten Zweige, noch deutlich die Spur eines Körpers auf, der schwer hineingefallen sein musste.

»Sehen Sie«, triumphierte Rosic, »genau so hatte ich es mir gedacht! Der Mann wollte einen Kopfsprung in die Rhône machen, deren Wasser seinen Sturz abgefedert hätte! Er hat die Autotür geöffnet, Schwung genommen, aber nicht an diese Baumgruppe gedacht, die ihn auffing.

Durch die Wucht des Aufpralls ist er ohnmächtig geworden! Übrigens«, fügte er hinzu, nachdem er das Umfeld der Weiden abgesucht hatte, »gibt es hier nichts weiter zu untersuchen. Gehen wir zu Ihnen nach Hause!«

Auch in dem kleinen Haus bemerkte er nichts Interessantes; der Sessel, in dem der Mann geschlafen hatte, war noch da, ebenso die Decken, die die Frégière ihm gegeben hatte, um ihn vor der Kühle der Nacht zu schützen; aber es gab keinerlei Spur, außer dem recht starken Geruch eines moschusartigen Parfüms, von dem der Sessel und die Decken durchdrungen waren. Rosic brauchte die Frégière gar nicht erst zu fragen, um zu begreifen, dass dieser Geruch der des Mörders sein musste. Aber das war als Spur reichlich dürftig.

»Nun«, sagte Rosic mit lauter Stimme, »jetzt ginge es darum zu wissen, in welche Richtung unser Mann abgehauen ist?«

»Was das angeht«, sagte die Frégière, »ist das ziemlich einfach!«

»Wie das?«

»Nun ja! Als ich heute Morgen Hortense von unserem Abenteuer erzählte ...«

»Wer soll das sein, Hortense?«

»Die Rigotte ... die Frau des Mautners«

»Ah!«, machte Rosic, sichtlich interessiert, »und weiter, diese Hortense?«

»Sie hat mir Folgendes erzählt: ›Ich kenne deinen Typen. Ja! Es heißt, dass heute Morgen gegen fünf Uhr ein Mann die Brücke überqueren wollte, ohne seinen Groschen zu bezahlen. Da ist Rigot ihm nachgelaufen, aber der Kerl hat

die Beine in die Hand genommen, und ... nun ja ... da Rigot nur im Hemd war ... ohne Mütze, wollte er sich wegen eines Groschens keine schwere Erkältung holen und hat ihn laufen lassen. Aber die Rigotte hat ihn genau gesehen. Und er entspricht der Beschreibung des Mannes, den Frégière in den Weiden von Le Robinet aufgespürt hat!«

»Das ist doch schon mal gut«, pflichtete Rosic bei. »Wir wissen also, dass er die Rhône überquert hat. Aber wie lautet die Beschreibung?«

»Nun ja ... so ein Mann ... in den Dreißigern... glatt rasiert wie ein Pfarrer ... weder dick noch dünn ... brünett ... mit gelben Schuhen und einem grünen Anzug. Nicht wahr, Frégière?«

Frégière nickte zustimmend; im Übrigen war er seit dem Morgen wie völlig erschlagen.

»Gehen wir zum Mautner!«, schloss Rosic.

Es war nur der Weg zu überqueren; ein kleines, würfelförmiges gemauertes Häuschen lehnte sich an den ersten, als Portal gestalteten Pfeiler, der die Seile der Hängebrücke trug; Rigot saß vor seiner Tür, rauchte eine kurze Pfeife und schaute Löcher in die Luft.

Doch die Ankunft von Rosic, die Fragen, die er stellte, und diese mürrische Miene, die Polizisten stets aufzusetzen pflegen, jagten Rigot Angst ein. Er fühlte sich im Unrecht und glaubte zunächst, es mit irgendeinem Inspektor seiner Dienstbehörde zu tun zu haben, der gekommen war, um ihm die Nachlässigkeiten in seinem Dienst vorzuwerfen. Als er jedoch in diesem Punkt beruhigt war, erzählte er noch einmal mit einer Fülle von Details, was die Frégière bereits berichtet hatte; er fügte allerdings hinzu:

»Der Mann war noch nicht am Ende der Brücke angekommen, da kam Noré mit seiner Kutsche vorbei. Er hat mir seine acht Groschen zugeworfen, wie er es gewöhnlich tut, weil er es immer eilig hat. Aber Noré hat unseren Mann sicherlich gesehen, und er wird Ihnen sagen können, ob er am Ende der Brücke in Richtung Viviers oder in Richtung Saint-Montant abgebogen ist!«

»Wer ist dieser Noré?«

»Wie, Sie kennen Noré nicht? Noré, den Besitzer des *Soleil d'Or*, dem besten Hotel in Viviers?«

»Auf nach Viviers«, sagte Rosic schlicht und wandte sich dem Chauffeur zu, der am Brückenkopf wartete. »Kommen Sie mit mir, Monsieur Lahuche?«

Lahuche willigte ein, glücklich über dieses Abenteuer, mit dem er so eng verbunden war, und eine Viertelstunde später hielt das Auto vor dem *Soleil d'Or*.

Rosic war entzückt, glücklich und sicher, dass diese Angelegenheit gelingen würde; der Zufall – diese heimliche Mithilfe von Polizisten – spielte ihm wunderbar in die Karten; er war seinem Mörder auf der Spur, denn für ihn stand die Sache völlig außer Zweifel: Der Mann, den Frégière aufgespürt hatte, war tatsächlich der Mörder aus der B-14.

Noré, eine dicke, blonde und fröhliche Gestalt, war ziemlich erschrocken, als Rosic, nachdem er ihm seine Dienststellung genannt hatte, ihn fragte, ob er am Morgen nicht einem Mann mit gelben Schuhen, grünem Anzug und ohne Hut begegnet sei.

»Nun, in der Tat, ja, ich bin ihm begegnet. Ah! Ganz sicher bin ich ihm begegnet ... Er ist sogar hier abgestiegen

... und wenn mich je jemand verblüfft hat, dann er!«

»Ist er noch bei Ihnen?«

»Vor einer halben Stunde weg!«

»Wohin?«

»Nach Lyon. Er hatte nämlich keinen roten Heller und ...«

»Haben Sie ihm Geld geliehen?«

»Kommt nicht infrage, Lisette«, sagte Honoré, »ich leihe Landstreichern, die ich auf der Straße treffe, kein Geld. Denn ich muss Ihnen erzählen ...«

Rosic blickte auf seine Uhr: Es war halb zwölf. Er fragte: »Dieser Mann ist, wie Sie sagen, vor einer halben Stunde aufgebrochen?«

»Ja!«

»Nach Lyon?«

»Ja.«

»Er wird nicht vor Viertel nach zwei dort ankommen«, sagte Rosic laut, aber wie zu sich selbst sprechend. »Das hat sein Gutes. Ein Telegramm und meine Männer werden ihn direkt beim Verlassen des Zuges abfangen! Das ist mal eine gut geführte Angelegenheit! Jetzt habe ich Zeit, Ihnen zuzuhören. Aber fassen Sie sich kurz!«

Noré sah Rosic mit vor Staunen geweiteten Augen an; er verstand überhaupt nichts von dem, was der Polizist gerade gesagt hatte. Er sprach davon, diesen Mann verhaften zu lassen! War er also ein Verbrecher?

»Nun ... ich höre Ihnen zu!«, wiederholte Rosic.

»Na ja! Na ja! Also! Ich kam gerade von Donzère ... mit meiner Kutsche ... und hinter der Brücke, etwa in der Mitte der Landstraße, die die Weidengebiete überragt, sprach

mich da ein Mann an und sagte: ›Verzeihung! Wohin führt diese Straße?‹

›Nach Viviers‹, antwortete ich ihm darauf.

›Ist es noch weit?‹

›Etwa vier Kilometer ... ungefähr.‹

Der Mann verzieht das Gesicht; da er nicht allzu schlecht gekleidet war und ich die Hilfsbereitschaft in Person bin, sagte ich zu ihm: »Hier ist noch ein Platz neben mir, wenn Sie Lust haben.«

Ohne ein Wort zu sagen, steigt der Mann ein; ich mustere ihn; er sah ziemlich vornehm aus, war aber nicht sehr gesprächig; er bekam den Mund einfach nicht auf, und auf jede meiner Fragen antwortete er nur mit Ja und Nein; ah, er lief bestimmt nicht Gefahr, sich um Kopf und Kragen zu reden!

Schließlich kommen wir an; ich führe ihn in den Speisesaal und frage ihn, was er möchte.

Er sagt zu mir: ›Im Moment nichts ... oder besser gesagt, doch ... Gibt es hier einen Bankier?‹

›Ja‹, erwiderte ich darauf, ›Monsieur Coconaz.‹

›Gut, ich werde ihn aufsuchen.‹

›Dafür müssen Sie noch warten, da es noch nicht einmal sechs Uhr ist und Monsieur Coconaz kein Frühaufsteher ist.‹

›Ich bin aber in Eile.‹

Und er gibt mir diese verblüffende Antwort: ›Ich habe keinen roten Heller bei mir und ich will so schnell wie möglich weg, weil ich noch vor heute Abend in Lyon sein möchte.‹

›Kennen Sie Monsieur Coconaz?‹

»Nein«, entgegnete er darauf.

Ich war darüber so platt, dass ich nicht einmal mehr die Kraft hatte, ihm zu sagen: »Wenn Sie glauben, dass Monsieur Coconaz, der selbst etwas knauserig ist, dem Erstbesten einfach so Geld leiht!«

Nun ja! Sie können mir glauben oder nicht. Aber dieser Gast ist tatsächlich zu Monsieur Coconaz gegangen: Er hat ihn gezwungen aufzustehen; und er kam mit einem schönen Tausend-Franc-Schein zurück, für den ich ihm selbst das Geld gewechselt habe. Und obwohl er bei mir nur eine Tasse Tee getrunken hat, hat er mir fünfzig Franc überlassen – so wahr ich Honoré heiße und der Besitzer des *Soleil d'Or* in Viviers-sur-Rhône bin!«

»Nun, mein Freund, Sie können sich damit rühmen, fünfzig Francs von einem Mörder erhalten zu haben!«, schloss Monsieur Rosic.

»Ein Mörder ... dieser Mann?!«

»Ganz genau... ein Mörder, den meine Männer in zwei Stunden am Bahnhof von Perrache festnehmen werden!«

»Ein Mörder ... dieser Herr, dem Monsieur Coconaz tausend Franc leiht?!«

»Was das angeht«, sagte Rosic, »werden wir gleich sehen, was dahintersteckt. Und wenn dieser Monsieur Coconaz in dieser Stunde nicht eine drei Zoll lange Messerklinge im Bauch stecken hat ... nun ja!«

»Er soll Monsieur Coconaz ermordet haben?!«

Noré war rot wie eine Tomate, was seinem apoplektischen Temperament gar nicht guttat; er riss den Kragen seines Hemdes auf, um nicht zu ersticken, und schrie: »Monsieur Coconaz ermordet ... und ich wäre daran

schuld ... schnell ... schnell, sehen wir nach!«

Und er rannte los zum Haus des Bankiers, gefolgt von Rosic und Lahuche – Letzterer zutiefst aufgewühlt von diesem Abenteuer, von dieser unglaublichen Geschichte, in der man von einer Überraschung in die nächste und von einem Nervenkitzel zum nächsten stolperte.

Als Noré jedoch gerade an die Tür von Monsieur Coconaz klopfen wollte, öffnete sich diese prompt, und Monsieur Coconaz höchstpersönlich kam zum Vorschein: klein, rüstig, rundlich, den Spazierstock in der Hand und fest entschlossen, seine kleine morgendliche Runde am Ufer der Rhône zu drehen.

»Gott sei Lob und Dank!«, rief Noré. »Er hat Sie nicht ermordet!«

»Was erzählst du denn da für einen Unsinn!«, entgegnete Monsieur Coconaz, der annahm, dass Noré verrückt geworden war.

Doch Rosic trat näher, grüßte und sagte: »Monsieur, ich bin Rosic, Leiter der Brigade Mobile von Lyon, und ich hätte gern von Ihnen einige Aufklärungen!«

»Ganz zu Ihrer Verfügung!«, sagte Coconaz. »Bemühen Sie sich doch herein!«

»Monsieur«, begann Rosic, nachdem er sich im Büro des Bankiers gesetzt hatte, »Sie haben heute Morgen Besuch von einem Mann erhalten, dem Sie, wie es scheint, tausend Franc geliehen haben!«

»In der Tat!«

»Könnten Sie mir sagen, ob Sie diesen Mann kennen?«

»Keineswegs! Ich hatte ihn in meinem ganzen Leben noch nie gesehen!«

»Aber dann...«

Monsieur Coconaz lächelte.

»Ja, das erscheint unglaublich. Dabei ist es die einfachste Sache der Welt. Sie werden sehen: Dieser Mann kam herein und sagte zu mir: ›Mein Herr, kennen Sie Monsieur Cazeneuve, Bankier in der Rue Saint-Marc?‹

›Das ist mein Pariser Korrespondent!‹, habe ich geantwortet.

›Sehr gut‹, meinte der Mann, der Engländer ist. ›Würden Sie mir in diesem Fall erlauben, ihn anzurufen?‹

›Gern.«

»Ich habe die Verbindung selbst angefordert; beachten Sie dieses Detail: Da zu dieser Uhrzeit die Leitungen noch nicht überlastet sind, habe ich sie sofort bekommen. Monsieur Cazeneuve, dessen Stimme ich kenne, hat mir geantwortet. Da bin ich mir sicher, denn wir haben kurz über eine kleine laufende Angelegenheit gesprochen. Daraufhin habe ich das Gespräch an meinen Unbekannten übergeben. Ich könnte Ihnen nicht wiederholen, was gesagt wurde, da das Gespräch auf Englisch stattfand und ich diese Sprache nicht verstehe. Nach zwei Minuten reichte mir der Mann wiederum den Hörer, und Cazeneuve sagte wortwörtlich zu mir: ›Bitte händigen Sie dem Gentleman, der sich gerade bei Ihnen befindet, fünfzig Louis aus. Sie setzen das auf meine Rechnung, und damit ich mich daran erinnere, schreiben Sie als Vermerk daneben: Angelegenheit des Kristalldolches«

Bei diesen Worten sprang Rosic auf.

»Sind Sie sich bei diesen drei Worten sicher: Kristalldolch?«

»Es hat mich ein wenig gewundert, und ich bin mir umso sicherer, als ich es Monsieur Cazeneuve noch einmal habe wiederholen lassen.«

»Dieser Cazeneuve wäre also ein Komplize?«

»Wobei?«

»Nun, an einem Verbrechen, das im Abteil B-14 begangen wurde und dessen Mörder kein anderer ist als der Mann, den Sie heute Morgen empfangen haben.«

Bei dieser Erklärung brach Monsieur Coconaz in Lachen aus.

»Die Cazeneuves«, sagte er, »sind in Paris ebenso bekannt wie ich es in Viviers bin; sie sind seit über hundert Jahren vom Vater auf den Sohn Bankiers und besitzen ein Vermögen von etwa vier- oder fünfhundert Millionen. Sie werden wohl kaum jemanden glauben machen können, dass sie einen Mann in einem Zug ermordet haben!«

Rosic biss sich auf die Lippen.

»Dann bedeutet das, dass Ihr Besucher Monsieur Cazeneuve hintergangen hat.«

»Das glaube ich nicht.«

»Und doch, da dieser Mann gemordet hat.«

»Sind Sie sich da sicher?«

»Urteilen Sie selbst.«

Und er setzte Monsieur Coconaz über die Angelegenheit bis ins kleinste Detail in Kenntnis.

»Ja«, sagte Monsieur Coconaz, »ja ... aber ...«

Und in diesem *Aber* lag eine solche Ironie, ein solcher Zweifel am Gespür der Polizisten, dass Rosic sich verabschiedete und den Bankier kaum eines Grußes würdigte.

Kapitel 7

Der abgetrennte Kopf und das gestohlene Jackett

Rosic und Lahuche speisten im *Hôtel du Soleil d'Or*. Ehrerbietig wurden sie von Noré bedient, dem der Schrecken der vergangenen Stunde noch immer in den Knochen steckte.

Rosic hatte bereits mit seinen Männern in Lyon telefoniert und ihnen die Personenbeschreibung des Mörders durchgegeben. Dieser sollte direkt beim Verlassen des Zuges festgenommen werden – in dieser Hinsicht war Rosic also beruhigt.

Er hatte Lahuche von seiner Unterredung mit Monsieur Coconaz erzählt, und Lahuche hatte nachdenklich den Kopf geschüttelt: »Sie glauben also noch immer an die Schuld dieses Unbekannten?«

»Mehr denn je!«

»Und doch ...«

»Es kann nur er sein! ... Überlegen Sie doch: Er hat selbst zugegeben, aus dem B-14 gestürzt zu sein. Und in genau diesem Zug liegt eine Leiche! Ist das nicht eine blendende Übereinstimmung? Und der Dolch aus Kristall, wie steht es damit? Was fangen Sie mit dem Kristalldolch an! Dieser Mann schreibt eine Notiz, in der steht: *Denken Sie an den Kristalldolch*. Man streckt ihm unter höchst eigentümlichen Umständen tausend Franc vor, und plötzlich taucht der Kristalldolch wieder auf. Schließlich findet man bei dem Ermordeten die Tatwaffe – und was ist es für eine Waffe? Ein Kristalldolch! Das springt doch förmlich ins Auge!«

»Ja ... vielleicht«, meinte Lahuche. »Aber was ist mit dem Kopf ... dem Kopf, der fehlt? Und die Fußspuren im Gegengleis? Und noch etwas anderes, das Sie – verzeihen Sie mir den Hinweis – völlig außer Acht lassen! Dieser Mörder hat keinen roten Centime bei sich! Wenn man jemanden ermordet, dann doch, um ihn auszurauben. Dieser Reisende im B-14 musste Geld bei sich haben. Wie kommt es, dass sein Mörder völlig mittellos ist, wo doch erwiesen ist, dass die Reisetasche des Opfers geöffnet wurde?«

Monsieur Rosic tat so, als müsse er sich mit äußerster Verbissenheit dem Zerlegen eines Huhns widmen, das gerade aufgetragen worden war, nur um nicht sofort antworten zu müssen. Es war offensichtlich, dass Lahuches Einwände ihn in Verlegenheit brachten. Schließlich sagte er: »Mein lieber Herr, ich versichere Ihnen, ich besitze Erfahrung in diesen Dingen! In diesem Fall gibt es, wie in allen dieser Art, noch einige Unklarheiten ... Es wäre ja auch zu schön, wenn von Anfang an alles völlig klar auf der Hand läge. Dann bräuchte man die Polizei gar nicht! Was die Tasche betrifft: Selbst wenn sie geöffnet wurde, beweist das noch lange nicht, dass ihr Inhalt verschwunden ist. Wir werden es bald wissen ... Ich kehre nach Valence zurück, sobald ich die Antwort meiner Männer habe!«

Sie setzten ihr Mahl in bester Stimmung fort. Außerhalb seines Berufs war Rosic ein geselliger Lebemann, und Lahuche war der gutmütigste Kerl von der Welt und ein glänzender Erzähler von Schelmengeschichten.

Gegen halb drei schließlich, als sie gerade ein letztes Glas

feinen Cognac leerten, brachte man Rosic ein gelbes Telegramm – eine offizielle Depesche. Sicher seines Triumphes brach er das Siegel auf. Doch im selben Moment warf er seine Serviette mit einem fürchterlichen Fluch auf den Tisch: »Er ist uns entwischt! ... Dieser Teufelskerl ist noch vor Lyon aus dem Zug gestiegen! Aber wo ... wo nur?«

Dann besann er sich und fügte mit einem dennoch siegesgewissen Lächeln hinzu: »Ein Beweis mehr dafür, dass er schuldig ist! Denn wer eine Fahrkarte nach Lyon löst, fährt auch nach Lyon! Aber wir dürfen keine Zeit verlieren!«

Trotz Lahuches Protesten beglich er die Rechnung, drückte ihm die Hand und verabschiedete sich: »Es war mir ein Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen! Wir werden uns wiedersehen, denn ich habe das Gefühl, dass uns diese Angelegenheit noch weit führen wird ... Also, bis bald!«

Er sprang in sein Automobil und rief dem Chauffeur zu: »Nach Valence ... und zwar schnell!«

Eine Stunde später erreichte er die Hauptstadt des Départements Drôme, und sein Wagen hielt vor dem Justizpalast. Mit zwei Sätzen war er im Büro des Staatsanwalts, Monsieur Chaulvet.

»Nun? Haben Sie den Mörder verhaftet?«

»Nein!«

»Das dachte ich mir«, erwiderte der Staatsanwalt spöttisch.

»Aber ich bin ihm auf der Spur! Er hat den Zug in Viviers am rechten Flussufer genommen und ist an einer Station zwischen diesem Bahnhof und Lyon ausgestiegen! Da ich

seine Beschreibung habe ...«

»Tatsächlich?«

»Aber gewiss!«

Monsieur Chaulvet lächelte. Schließlich sagte er: »Mein armer Rosic, ich fürchte, Sie haben sich da auf eine völlig falsche Fährte locken lassen. Wir hatten mehr Glück als Sie! Sie haben den Mörder zwar nicht verhaftet, aber wir haben den Kopf gefunden!« »Im Waggon?«

»Nein ... in der Isère!«

»In der Isère?«

»Oder genauer gesagt auf einer Sandbank am Ufer, direkt unter der Eisenbahnbrücke, die den Fluss überquert!«

»Ah!«, machte Rosic und versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen. Es war offensichtlich, dass der Fund dieses Kopfes sein gesamtes Gedankenkonstrukt über den Haufen warf.

Monsieur Chaulvet fuhr fort: »Heute Morgen hat ein Fischer auf dem Sand unter der Eisenbahnbrücke ein ziemlich großes Paket entdeckt, das in ein Frottiertuch gewickelt war. Darin befand sich der frisch abgetrennte Kopf eines Mannes. Er hat diesen schaurigen Fund hergebracht, und laut dem Gerichtsmediziner, der die nötigen Untersuchungen vorgenommen hat, gehört dieser Kopf zweifellos zu der Leiche, die wir im Waggon B-14 vorgefunden haben.«

»Seltsam ...«, murmelte Rosic. »Monsieur Guillenot hatte sich also nicht getäuscht. Er hatte den Kopf tatsächlich gesehen. Man hat ihn folglich im Bahnhof von Valence geraubt. Der Mörder befand sich also definitiv im Zug!«

»Und doch... mein Mann aus Le Robinet...«

»Was wollen Sie machen... es war eine Sackgasse!«

»Aber wie kommt dieser Kopf in nur wenigen Stunden in das Bett der Isère?« »Genau das hat Monsieur Guillenot uns schlüssig erklärt. Der Junge ist nicht dumm, er gäbe einen hervorragenden Polizisten ab!«

Rosic verzog das Gesicht; er mochte es gar nicht, wenn man sich über ihn lustig machte.

»Ja ... Er erinnerte sich daran, dass, als man den unglückseligen Waggon auf Gleis 12 rangierte, direkt daneben auf Gleis 10 der Zug 234 stand, der dort wartete, um den B-14 vorbeizulassen. Verstehen Sie? Der Mann, der Mörder, befindet sich im Waggon und hält sich irgendwo versteckt. Guillenot sieht das Blut, schlägt Alarm, der Waggon wird rangiert. In diesem Moment trennt unser Mörder vollends den Kopf ab und springt mit bemerkenswerter Geistesgegenwart in den Zug 234 direkt nebenan! Er muss nicht einmal den Schotter betreten, da sich die Trittbretter praktisch berühren. Das erklärt, warum auf dem Gleisbett keine Blutspuren zu finden waren, während am Trittbrett des Todeswaggons welche prangten. Im Zug 234 schließt er sich in der Toilette ein, reißt das Handtuch ab, wickelt den Kopf hinein, lässt das Fenster herunter und wirft das Paket bei der Überquerung der Isère in den Fluss. Unglücklicherweise landete es daneben auf dem Sand, wo unser Fischer es fand ... und voilà. Bedenken Sie außerdem: Erstens ist das Trittbrett des Waggons von Zug 234, in den unser Mann gestiegen ist, voller Blut – Schuhabdrücke, die in Richtung des Eingangs zeigen. Zweitens wurden in der Toilette der ersten Klasse Blutstropfen gefunden, und das Frottiertuch fehlt. Der Be-

weis ist erbracht, dem ist nichts hinzuzufügen!«

Monsieur Rosic war fassungslos. Unter dem spöttischen Blick von Monsieur Chaulvet dachte er eine ganze Weile nach. Doch schon bald hob er wieder den Kopf und sagte: »Und doch befanden sich im B-14 laut dem Protokoll des Schaffners nur zehn Passagiere! Als wir den Zug in Lyon untersuchten, fehlten zwei: der Mörder und das Opfer!«

»Ganz recht! Das Opfer haben wir hier ... und der Mörder hat den Zug 234 genommen!«

»Und der Mann, der beim Robinet aus dem B-14 gesprungen ist und den Frégière bei sich aufgenommen hat? Das macht elf. Wir haben einen Fahrgast zu viel!« »Einerlei ... Ich habe mein Opfer und meinen Mörder«, schloss Monsieur Chaulvet, »mehr verlange ich gar nicht!«

»Sie sind nicht besonders anspruchsvoll!«, bemerkte Rosic bitter.

Dann fügte er hinzu: »Was befand sich denn in der halb offenen Tasche, die im Abteil gefunden wurde?«

»Nichts weiter ... zwei- oder dreihundert Francs in Gold und Toilettenutensilien mit den Initialen J.W.«

»Gut ... Aber ein Engländer, der aus Indien zurückkehrt, hat doch nicht nur zwei- oder dreihundert Francs in Gold bei sich.«

»Der Mörder wird den Rest gestohlen haben.«

»Haben Sie etwas in der Brieftasche des Toten gefunden?«

»In der Brieftasche?«

»Nun ja ... er musste doch eine in der Innentasche seines Rockes haben.«

Doch er hielt inne, plötzlich von tiefer Freude erfüllt, als

er sah, wie Monsieur Chaulvet wie ein junges Mädchen errötete.

»Ich wette, Sie haben ihn gar nicht durchsucht!«

»Nein«, gestand Monsieur Chaulvet kläglich. »Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben ... ich werde sofort ...«

»Ich begleite Sie ins Hospital.«

Sie gingen hinaus. Das Krankenhaus, in dessen Sezierraum man den Leichnam geschafft hatte, war nicht weit. Für die Obduktion hatte man das Opfer naturgemäß entkleidet.

»Wo haben Sie die Kleider abgelegt?«, fragte der Staatsanwalt einen Saalwärter.

»In dieser kleinen Kammer dort drüben auf der rechten Seite!«, antwortete der Mann. Er ging zur Tür der Kammer und kam mit einem Bündel Wäsche und Kleidern auf dem Arm zurück, das er auf einem Tisch ausbreitete.

»Schön ... und das Jackett?«, warf Rosic ein.

»Das Jackett?«

»Ja, der Mann trug doch ein Jackett?«

»Nun, eigentlich schon ...«

»Wo ist es?«

Doch wie sehr sie auch suchten, das Jackett blieb unauffindbar. Wie war es verschwunden? Wer hatte es gestohlen? Dies war ein neues Rätsel, das sich an all die anderen reihte. Der Saalwärter schwor jedoch Stein und Bein, dass er ein graumeliertes Jackett, passend zu Weste und Hose, in der Kammer eingeschlossen hatte. Niemand hätte eintreten können, da er sich nicht von der Stelle bewegt hatte; er verstand die Welt nicht mehr.

»Da haben wir es«, sagte Rosic mit einem spöttischen

Seitenblick auf Monsieur Chaulvet. »Das kommt davon, wenn man die Leute nicht sofort durchsucht!«

Er triumphierte; das war seine Revanche. Er fuhr fort: »Wer hatte ein Interesse daran, sich dieses Jacketts zu bemächtigen? Der Mörder? Aber welcher? Ihrer oder meiner? Denn wir haben ja zwei, Herr Staatsanwalt! ... Nun, ich habe da so eine Ahnung, dass es meiner sein muss! Gedulden Sie sich eine kurze halbe Stunde ... und warten Sie in Ihrem Büro auf mich!«

Mit diesen Worten verließ er das Hospital. Fünf Minuten später überquerte er im Automobil die Rhône, und nach weiteren fünf Minuten erreichte er den kleinen Bahnhof von Saint-Péray. Er sprach den Stationsvorsteher an.

»Verzeihung, Monsieur, ist heute Mittag gegen zwölf Uhr mit dem Vorortzug nicht ein Reisender ausgestiegen, der grün gekleidet war, gelbe Schuhe trug und barhäuptig war?«

»Nun ...«, druckste der andere herum.

»Antworten Sie ... Ich bin der Chef der Kriminalbrigade von Lyon. Hier ist mein Ausweis!«

»Verzeihen Sie, Kommissar«, sagte der Stationsvorsteher hastig. »In der Tat, beim Mittagszug ist mir ein Mann aufgefallen, auf den Ihre Beschreibung passt! Er ist sogar in den Omnibus gestiegen, der den Anschluss nach Valence und zum linken Flusssufer sichert.«

»Parbleu... ich wusste es!«, rief Rosic triumphierend. Er kehrte zum Staatsanwalt zurück.

»Monsieur Chaulvet, mein Mörder – derjenige, der beim Robinet aus dem Zug gesprungen ist, der sich wegen der Sache mit dem Kristalldolch tausend Francs hat geben las-

sen, der eine Fahrkarte nach Lyon gelöst hat und unterwegs ausgestiegen ist – das ist derselbe Mann, der den unglücklichen Opfern in den Luxuszügen die Sakkos stiehlt!«

»Was ... Wer sagt Ihnen ...«

»Mein Spürsinn! Mein Mörder ist um Mittag in Péray ausgestiegen, statt nach Lyon weiterzufahren, und ist nach Valence gekommen, um die Jacke des Toten zu stibitzen. Dafür habe ich gerade den Beweis erhalten. Und wissen Sie, warum? Weil er unterwegs in einer Zeitung in letzter Minute gelesen hat, dass sein Verbrechen in Valence entdeckt wurde. Da hat er Halt gemacht, anstatt weiter nach Lyon zu reisen.«

»Aber wer beweist, dass er es war, der das Jackett gestohlen hat?«

»Weil nur er ein Interesse daran hatte, an die Brieftasche des Toten zu gelangen.« »Sie wollen also um jeden Preis, dass dieser Mann der Mörder ist?«

»Aber natürlich!«

»Obwohl felsenfest bewiesen ist, dass der Wahre den Zug 234 genommen und den Kopf in die Isère geworfen hat?«

»Das«, sagte Rosic, »ist die Sache mit dem elften Fahrgast. Sicherlich der dunkle Punkt in dieser Affäre. Aber alles wird sich eines Tages aufklären ... und dann werden Sie sehen, dass Sie unrecht hatten, sich über mich lustig zu machen.«

In diesem Moment klopfte es leise an der Tür, und ein Diener trat ein.

»Der Schlafwagenschaffner ist hier.«

»Lassen Sie ihn eintreten.« Dann zu Rosic: »Ich habe ihm telegraphiert, direkt nach Valence zu kommen, statt in Lyon Zwischenstation zu machen! Der arme Kerl! Kaum in Paris angekommen, musste er schon in den nächsten Zug springen, um wieder umzukehren. Er muss todmüde sein. Aber ich brauchte seine Aussage.«

Der Schaffner trat ein.

»Mein Herr«, sagte der Staatsanwalt zu ihm, »Sie haben sicherlich die Fahrgäste des B-14 bemerkt?«

»Gewiss!«

»Und Sie könnten sie wiedererkennen?«

»Ohne Weiteres!«

»Hervorragend! Bitte folgen Sie mir!«

Er führte ihn hinüber zum Hospital, geleitete ihn in den Seziersaal und stellte ihn vor den kopflosen Leichnam. »Das ist doch zweifellos einer Ihrer Fahrgäste?«

Der Schaffner warf einen Blick auf den Toten und sagte dann, wie selbstverständlich: »Dieser Mann war nicht im B-14.«

»Was?!«, rief Monsieur Chaulvet entgeistert aus. »Aber das ist derjenige, den wir mausetot im Waggon gefunden haben ...«

»Das mag sein! Aber er war nicht unter den zehn Fahrgästen, die den Zug im Bahnhof von Arenc bestiegen haben. Das kann ich beschwören!«

»Parbleu!«, feixte Rosic. »Der in der Isère gefundene Kopf ist also gar nicht der richtige!«

»Verzeihen Sie mir«, warf der Gerichtsmediziner ein, der sich der Gruppe angeschlossen hatte. »In diesem Punkt ist kein Zweifel möglich. Sehen Sie selbst: Dieses kleine Mal

am Hals, genau dort, wo er durchtrennt wurde – es passt perfekt zusammen!«

»Zudem«, fügte der Schaffner hinzu, »waren die beiden verschwundenen Fahrgäste bei Weitem nicht so groß wie dieser Mann ... es fehlen ihm, mit bloßem Auge geschätzt, mindestens fünf Zentimeter, und sie waren korpulenter ...«

Da sahen sich der Staatsanwalt und Rosic fassungslos an. »Wer in Gottes Namen ist dann dieser Tote?«, fragte Monsieur Chaulvet.

»Parbleu, das ist der elfte Fahrgast«, schloss Rosic.

Doch das brachte kein Licht ins Dunkel. Das Rätsel blieb ungelöst – und schien undurchdringlicher denn je.

Kapitel 8

Der elfte Fahrgast

»Nun gut, fassen wir die Lage zusammen«, forderte Monsieur Chaulvet. »Im Zug B-14 wurde ein Mann ermordet. Am Bahnhof, während der blutbefleckte Waggon auf dem Abstellgleis stand, hat der Mörder die Leiche enthauptet und ist in den Zug 234 gesprungen, der daneben stand. Den Kopf hat er in die Isère geworfen. Nun versichert uns aber der Schaffner – und daran gibt es keinen Zweifel –, dass dieser ermordete Fahrgast sich im Moment der Abfahrt gar nicht im Zug befand.«

Der Schlafwagenschaffner nickte zustimmend.

»Andererseits ist aus eben diesem B-14 ein Mann an der

Passage du Robinet herausgesprungen, das heißt eine knappe halbe Stunde, bevor der Zug in den Bahnhof von Valence einlief, wo das Verbrechen entdeckt wurde. Da die Leiche, die wir vorliegen haben, bei der Abfahrt in Marseille nicht im Zug war, muss man wohl davon ausgehen, dass der Fahrgast, der aus dem Zug gesprungen ist, einer der beiden war, die sich normalerweise darin befanden.«

»Ja«, sagte daraufhin der Schaffner, »aber die Beschreibung, die Sie von ihm geben, zumindest seine Kleidung, passt ganz und gar nicht zu einem meiner Fahrgäste.«

Rosic zuckte die Achseln.

»Diskutieren wir nicht gegen die Offensichtlichkeit. Dieser Fahrgast ist aus dem Zug gesprungen, also befand er sich auch darin. Wollte man annehmen, dass auch dieser bei der Abfahrt nicht dabei war, hieße das, dass sich zwölf Fahrgäste in Ihrem Zug befunden hätten; aber es waren doch, nicht wahr, nur zehn?«

»Ja.«

»Folglich kann dieser Fahrgast nur ein Komplize sein. Die Sache scheint mir klar.«

In Wahrheit erschien sie Monsieur Chaulvet keineswegs so klar. Er hielt den Kopf in den Händen, verlor sich in dieser ganzen Angelegenheit und begann zu verzweifeln, jemals die Wahrheit herauszufinden.

Es hatte ihm so einfach geschienen: Und nun trat diese quälende Komplikation ein; der Schaffner erkannte das Opfer nicht, und andererseits gab es einen Komplizen, der aus dem Zug sprang. Denn an Rosics Behauptung war nicht zu zweifeln, und man musste wohl einräumen, dass

der grünlich gekleidete Mann, der Rosic so unglücklicherweise entwischt war, zwangsläufig eine Rolle in diesem Abenteuer gespielt haben musste.

Und er schloss: »Diese Angelegenheit ist quälend ...«

Doch Rosic erwiderte: »Es wäre wohl ratsam, Monsieur Staatsanwalt, Befehle zu erteilen, damit uns der Mann im grünlichen Anzug nicht entkommt.«

»Aber ...«

»Da er in Valence ist, wo er gerade die Jacke seines Opfers gestohlen hat.«

Der Staatsanwalt streckte bereits die Hand nach seiner Tischglocke aus, als sich plötzlich die Tür barsch öffnete und Monsieur Guillenot, der stellvertretende Bahnhofsvorsteher, erschien – ganz rot vom Laufen und sichtlich außer Atem.

»Es gibt Neuigkeiten!«, rief er, ohne vor lauter Aufregung überhaupt zu grüßen.

»Was denn?«, fragten Monsieur Chaulvet und Rosic wie aus einem Mund.

»Man hat mir gerade aus Saint-Rambert-d’Albon telefoniert, dass ein Mann, der auf der gleisabgewandten Seite aus dem Zug 234 stieg, von einem Postzug überfahren wurde, der den Bahnhof ohne Halt durchfährt.«

Rosic und Monsieur Chaulvet sahen Guillenot an. Welche Bedeutung konnte diese kleine alltägliche Meldung schon haben?

Doch Monsieur Guillenot erklärte: »Wenn ein Mann an einem großen Bahnhof auf der falschen Gleisseite aus einem Zug steigt, dann hat er kein reines Gewissen ... dann will er nicht bemerkt werden. Nun wissen Sie aber, dass

sich der Mörder aus dem B-14 genau im Zug 234 befand, und zwar ohne Fahrkarte. Er hat also versucht, am ersten großen Bahnhof zu verschwinden, wo er dies tun konnte, ohne zu sehr aufzufallen. Es ist nur ein Gefühl, aber mir scheint, dass dieser Fahrgast, der in Saint-Rambert gerade überfahren wurde, unser Mann sein muss!«

»Tatsächlich«, pflichtete Monsieur Chaulvet bei, »Sie gäben einen hervorragenden Polizisten ab, denn alles spricht dafür, dass Sie auch hier wieder voll ins Schwarze getroffen haben.«

»Auf nach Saint-Rambert«, unterbrach Monsieur Rosic, dem dieses Lob für den stellvertretenden Bahnhofsvorsteher äußerst missfiel.

Und er verließ das Arbeitszimmer von Monsieur Chaulvet, gefolgt vom Staatsanwalt der Republik, und beide sprangen in das Auto, das vor dem Justizpalast wartete.

»Und der Schaffner?«, warf Rosic ein. »Wir werden ihn brauchen, um die Leiche zu identifizieren.«

»In der Tat.«

Der Schaffner verließ gerade mit Monsieur Guillenot den Palast; er schickte sich an, ein nahegelegenes Gasthaus aufzusuchen, um sich dort endlich hinzulegen und zu versuchen, ein paar Stunden zu schlafen, denn er war vor Müdigkeit wie gerädert. Daher machte er eine verzweifelte Bewegung, als Monsieur Chaulvet auf ihn zusprang, ihn zum Auto drängte und sagte: »Wir brauchen Sie nämlich dort drüben.«

Der Schaffner schreckte zusammen; er versuchte Widerstand zu leisten; aber wozu! Und nach einem resignierten Nicken, die Augen vor Schlaf blinzeln, kletterte er ins

Auto, wo er übrigens nicht lange auf sich warten ließ und bald wie ein Kreisel schnarchte.

Das Auto raste davon.

Rosic und Monsieur Chaulvet schwiegen beharrlich.

Doch ihre Gedanken waren dieselben, und beide gingen im Geist jeweils die mysteriösen Wendungen dieses seltsamen Dramas durch und fragten sich, ob es ihnen diesmal gelingen würde, das Geheimnis zu lüften.

Eine Stunde später durchquerte das Auto die kleine Stadt Saint-Rambert-d'Albon und hielt vor dem Bahnhof, der sich am nördlichen Ende des Ortes befindet.

Die Herren Chaulvet und Rosic stürmten in das Büro des Bahnhofsvorstehers und stellten sich vor.

»Ist die Leiche des Mannes, der vom Postzug überfahren wurde, noch hier?«

»Ja, immer noch«, antwortete der Bahnhofsvorsteher. »Sie befindet sich in einem der Schlafräume der Lokführer und wartet darauf, in den Sarg gelegt zu werden.«

»Wurde er identifiziert.«

»Das war leider unmöglich... Seine Taschen enthielten keinerlei Papiere ... nur Geld ... Gold in indischen Pfund und Banknoten im Wert von etwa zehntausend Franc.«

»Teufel aber auch«, sagte Monsieur Chaulve, »dieser verflixte Guillenot hat sich nicht geirrt. Das ist tatsächlich unser Mörder aus dem B-14.«

»Ein Mörder?«, rief der Bahnhofsvorsteher aus.

»Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Keine Papiere ... Er hat alle vernichtet, die er bei sich gehabt haben könnte.«

»Nicht alle«, unterbrach der Bahnhofsvorsteher, »denn er hatte einen Koffer bei sich, der neben einigen Toiletten-

artikeln große Papierbündel enthielt, von denen man leider noch keine Kenntnis nehmen konnte, da sie alle auf Englisch verfasst sind.«

»Wir werden sie übersetzen lassen«, rief Rosic, der sich zu Monsieur Chaulvet umdrehte und hinzufügte: »Diese Papiere werden uns ganz sicher den Schlüssel zu dem Rätsel liefern.«

»Sehen wir uns erst einmal die Leiche an.«

Der Bahnhofsvorsteher führte Monsieur Chaulvet, Rosic und den vor Schlaf fast umfallenden Schaffner zu jenem Schlafraum der Lokführer, der sich am anderen Ende des Bahnsteigs befand.

Der Körper lag auf einer Pritsche ausgestreckt, ein Tuch bedeckte seinen Kopf; mit einer raschen Bewegung zog Rosic es beiseite und sagte dabei zum Schaffner: »Erkennen Sie einen Ihrer Fahrgäste wieder?«

Doch er konnte diesen Satz nicht zu Ende bringen, und im selben Moment wie Monsieur Chaulvet und der Schaffner stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. Der Kopf war nur noch ein blutiger Brei, in dem es äußerst schwierig war, auch nur den geringsten Gesichtszug zu erkennen.

»Ja«, erklärte der Bahnhofsvorsteher, »beim Springen aus dem Zug 234 muss er gegen die Schiene gestolpert sein. In diesem Moment kam der Postzug mit voller Kraft vorbei und der Kopf wurde völlig zerquetscht.«

»Wie soll ich da jemanden erkennen?«, murmelte der Schaffner, der nur noch an eines dachte: schlafen zu gehen.

»Zum Glück«, sagte Rosic, »bleiben uns die Papiere. Wo ist der Koffer?«

»Beim Überwachungskommissar.«

»Gut«, sagte Rosic. »Ich werde ihn nach Lyon mitnehmen, um die Papiere dort übersetzen zu lassen.«

Kapitel 9

Der amerikanische Detektiv

Nachdem er am Buffet von Saint-Rambert köstlich zu Abend gegessen hatte, gab Rosic Monsieur Chaulvet die Hand und stieg in den Schnellzug um 21:35 Uhr. Er richtete es sich in einem leeren Abteil der ersten Klasse bequem ein und dachte, mit dem wertvollen Koffer an seiner Seite, dass er alles in allem seine Zeit nicht verschwendet hatte.

Sicherlich war das Geheimnis nach wie vor düster.

Der Mörder, der William-Ralph Burnt hieß und trotz all seiner Vorsichtsmaßnahmen in Saint-Rambert getötet worden war, würde sein Geheimnis nicht bewahren können – dank der Papiere im Koffer, die Gladys, die Erzieherin seiner Tochter, ihm noch heute Abend übersetzen sollte.

Er würde also erfahren, warum dieser W.-R. Burnt seinen Landsmann Joé Wistler getötet hatte und wer dieser Komplize war, der beim Engpass von Le Robinet aus dem Zug gesprungen war und sich bei den Bankiers auf den *Kristalldolch*, das Tatwerkzeug, berufen hatte.

Beruhigt in dieser Hinsicht begann er bereits einzunicken, als sich auf der Schwelle seines Abteils eine große

Gestalt abzeichnete, während eine Stimme mit unverfälschtem transatlantischem Klang sagte: »Verzeihung. Habe ich die Ehre, mit Monsieur Rosic zu sprechen, dem Chef der Kriminalpolizei von Lyon?«

Rosic schreckte hoch. Was wollte dieser Amerikaner von ihm? Er musterte den Unbekannten.

Es war ein großer, kräftiger Mann mit rasiertem Gesicht, erstaunlich blauen Augen und gekleidet in einen gräulichen Suffolk-Anzug.

Instinktiv hatte Rosic die Hand in seine Revolvertasche gesteckt.

Doch der Amerikaner schien von den besten Absichten geleitet zu sein, denn er sagte: »Ich muss mich vorstellen ... lieber Kollege ... Ich bin Tom Dan Shap, der amerikanische Detektiv, von dem Sie vielleicht gehört haben.«

Allerdings, Rosic hatte von ihm gehört! Es war keine drei Monate her, da hatte dieser T. D. Shap in einer sensationellen Bankraub-Affäre den Ozean überquert, um in Frankreich zu ermitteln, und die Zeitungen waren voll von seiner Persönlichkeit gewesen.

Rosic machte also große Augen, als er sich diesem illustren Kollegen gegenüber sah. Er stand auf und drückte die Hand, die der Detektiv ihm reichte.

T. D. Shap war in das Abteil getreten, hatte sich dem Polizisten gegenüber gesetzt und sagte lächelnd: »Nachdem meine Angelegenheit erledigt war, bin ich noch eine Weile zum Vergnügen in Frankreich geblieben, denn Ihr Land ist gewiss das schönste der Welt. Und es war reiner Zufall, dass ich mich in Valence befand, als man dieses Verbrechen im B-14 entdeckte, das mich wegen mehrerer unklä-

rer Punkte sehr interessiert hat ... und wie Sie in Frankreich sagen: *mysterious*.«

»Ah!«, machte Rosic.

»Ja, ich habe Ihre Ermittlungen verfolgt ... von Weitem. Ich habe Sie selbst verfolgt ... diskret ... Sie verstehen ... es ging mich nichts an. Aber man ist eben Detektiv oder man ist es nicht ... und ein Verbrechen ist immer ein Verbrechen.«

»Dieses da ...«, begann Rosic.

Doch T. D. Shap unterbrach ihn und sprach mit einem verächtlichen Lächeln: »Ja. So sah es am Anfang aus. Aber nein ... Ach, Monsieur Rosic, verschwenden Sie nicht Ihre Zeit mit dieser Sache, sie ist es nicht wert. Sie ist Ihrer nicht würdig.«

Rosic schreckte auf.

»Sie sind anspruchsvoll. Ich muss Ihnen gestehen, dass sie mich im Gegenteil fasziniert; wegen ihrer Undurchsichtigkeit. Glücklicherweise werden diese Papiere hier dieses Dunkel zweifellos aufklären.«

T. D. Shap riss erstaunt die Augen auf.

»Was! Sie konnten diese elende Intrige nicht durchschauen ...«

»Aber ...«

»Aber, mein lieber Kollege, das ist doch sonnenklar, wie Sie Franzosen sagen.«

»Tatsächlich?«, rief Rosic spöttisch aus.

»Wahrhaftig! Was mich betrifft, gestand ich Ihnen, erscheint sie mir einfacher als ein Kindermärchen.«

Rosic sah den Amerikaner an. Einen Moment lang fragte er sich, ob dieser Transatlantiker sich nicht über ihn lustig

machen wollte. Aber nein, der Mann war ernst und hatte, wie es schien, überhaupt keine Lust zu spotten. Und Rosic sprach:

»Wahrhaftig? Wenn Sie in dieser Tintenflasche klargeesehen haben, verneige ich mich vor Ihnen.«

T. D. Shap schüttelte den Kopf. »Nein, Sie sind diskret... Sie wollen nicht sagen, was Sie entdeckt haben. Und Sie haben recht. Ich in meinem Land, wenn ich arbeite und im Zug dem berühmtesten Polizisten Ihres Landes begegnen würde, so wie ich Ihnen begegne ... ich würde schweigen, so wie Sie es tun. Aber ich möchte Ihnen sagen, was ich entdeckt habe, und sei es nur, um Ihnen zu zeigen, dass es den Detektiven der USA nicht an Spürsinn fehlt.«

Entschieden, dachte Rosic, macht sich dieser Detektiv über mich lustig. Aber wir werden seine Schlussfolgerungen ja sehen.«

»Im Grunde, wie Sie es natürlich sofort kombiniert haben, mein lieber Kollege, liegt das ganze Rätsel im elften Reisenden. Sobald wir wissen, wer dieser elfte Reisende ist, erfahren wir alles Weitere.«

»Genau ... aber das ist ja der Haken.«

T. D. Shap lächelte.

»Nein, dieser elfte Reisende ist ein gewisser Barnabé, Berufs-Einbrecher, gelegentlicher Mörder, vermutlich aus irgendeinem Zuchthaus entflohen. Man wird ihn beim erkennungsdienstlichen Dienst in Paris sofort wiedererkennen, wenn Sie den Herren dort sein Foto zukommen lassen.«

»Sein Foto?«, kicherte Rosic. »Woher soll ich das denn nehmen?«

»Na, aus Valence. Befindet sich dort nicht seine Leiche?!«

»In Valence liegt die Leiche seines Opfers, zweifellos dieser unglückliche Joé Wistler. Was Ihren Barnabé betrifft, sofern er wirklich existiert, so treibt er sich zur Stunde auf den Straßen herum. Wenn er der elfte Reisende ist, dann ist er derjenige, der bei Le Robinet aus dem Zug gesprungen ist.«

»Nein«, sagte Shap sehr ruhig. »Derjenige, der aus dem Zug gesprungen ist – oder von dem Sie eher vermuten, dass er gesprungen ist –, das ist das Opfer.«

»Aber ...«

T. D. Shap schüttelte sehr sanft und lässig den Kopf.

»Nein. Es tut mir wahrhaftig leid, Monsieur Rosic, aber Sie irren sich.«

»Wie bitte? Der kopflose Ermordete von Valence ...«

»Sie wissen doch genau, dass der Schaffner ihn nicht wiedererkannt hat. Und das aus gutem Grund. Er war offiziell gar nicht im Zug. Es ist Barnabé.«

»Dann wären es die zwei anderen gewesen, die ihn ermordet haben.«

»Nicht die zwei anderen. Einer der zwei anderen.«

»Burnt?«

»Nein.«

»Ja, wer denn dann?«

»Joé Wistler!«

»Aber das ist doch das Opfer!«

»Nein.«

»Da doch der Mörder, der sich in Saint-Rambert hat überfahren lassen, Ralph Burnt ist.«

»Nein.«

»Wie, nein?«

Rosic begann sich zu ärgern. Was ihn wurmte, waren weniger die Dementis dieses amerikanischen Kollegen als vielmehr der Tonfall, in dem er sie vorbrachte; diese Ruhe, diese Sanftheit hatten die Eigenschaft, Monsieur Rosic in Wut zu versetzen.

Doch der andere fuhr fort, ohne auf den Zorn des französischen Polizisten zu achten:

»Ich sehe, Monsieur Rosic, dass ich die Dinge von Anfang an aufrollen muss.«

»Nun, ich verlange gar nichts Besseres.«

»Also Folgendes. Ach! Es ist ganz einfach, glauben Sie mir. Zehn Reisende aus Indien sind im Hafenbahnhof von Arenc direkt in den B-14 eingestiegen. Das wissen Sie bereits. Der Schlafwagenschaffner hat es Ihnen erklärt. Es waren: 1. eine englische Familie von sieben Personen; 2. ein unbedeutender Gentleman; 3. schließlich die Herren Joé Wistler und William-Ralph Burnt.«

»Gut. Das wissen wir.«

»Ja ... aber was Sie nicht wissen, und ich ebenso wenig, ist, dass Joé Wistler die feste Absicht hatte, seinen Landsmann W.-R. Burnt zu beseitigen.«

»Was lässt Sie das vermuten?«

»Die Tatsachen ... die folgenden Tatsachen, mein werter Monsieur.«

»Ich sehe keine.«

»Doch, doch, Sie werden sehen ...«

Und mit seiner Sanftheit und seinem Lächeln fuhr T. D. Shap fort: »Im B-14 hat es vor den Indien-Reisenden ein Mann verstanden, sich hineinzuschleichen. Es ist der elfte

Reisende, den der Schaffner nicht kennen kann. Es ist unser Freund Barnabé, auf der Suche nach einem fetten Coup, den er schon lange vorbereitet hat, und zwar meisterhaft. Sie werden sehen. Er weiß, dass die Passagiere des B-14 keine Habenichtse sind, denn es ist ein Luxuszug, und er hat sofort die Vorgehensweise erkannt. Bei der englischen Familie ist nichts zu holen, wo zwei Bedienstete wachen. Der unbedeutende Gentleman erscheint ihm als eine seiner nicht würdige Beute. Aber er hat ein Auge auf einen der zwei anderen Männer geworfen: W.-R. Burnt ... und bei ihm wird er zur Tat schreiten.«

Rosic zuckte die Achseln.

»Das ist reiner Fortsetzungsroman. Im Übrigen beweist nichts diese aus der Luft gegriffenen Hypothesen.«

»Doch ... warten Sie. Barnabé ist ein Künstler. Sollten sich doch andere des Dolches und des Revolvers bedienen, die schmutzig sind. Blut spritzt, hinterlässt Spuren ... das ist unsauber, und Barnabé ist feinfühlig. Und außerdem, nicht wahr, liegt ihm nichts daran, geschnappt zu werden. Er hat eine intelligenteren, bequemere, modernere Methode. Er benutzt Chloroform.«

Rosic brach in Lachen aus.

»Aber, mein lieber Kollege, Sie vergessen, dass die Leiche von Valence ordentlich geköpft war, und wenn ich ordentlich sage, ist das nur eine Redewendung, denn der Waggon triefte vor Blut. Ihr Barnabé ...«

»Deshalb war es auch nicht Barnabé, der gehandelt hat. Das wäre in diesem Fall ein Selbstmord gewesen, da die Leiche von Valence keine andere als die von Barnabé ist. Lassen Sie mich bitte fortfahren, mein lieber Kollege, und

Sie werden verstehen. Nein. Barnabé hätte seinem Opfer nicht dumm den Kopf abgeschnitten. Und der Beweis ist, dass er leise in sein Abteil schlich, ihm ein Fläschchen Chloroform unter die Nase hielt und ihn auf die sauberste Weise von der Welt einschläferte. Danach ... Ah! Das ist der Clou an der Sache. Er zieht sein Opfer aus, nimmt dessen Kleidung, steckt es in seine eigene und wirft es in die Rhone, die in diesem Moment neben der Bahntrasse auftaucht. Das ist saubere Arbeit. Die Rhone wird ihre Beute nicht zurückgeben, und unser Barnabé ist in die Haut seines Opfers geschlüpft. Barnabé ist zu W.-R. Burnt geworden, während der unglückliche W.-R. Burnt im Anzug von Barnabé auf dem Grund des Wassers liegt. Wenn der Zug ankommt, wird niemand die Metamorphose bemerken. Es wird keine Leiche im B-14 geben, nicht ein Passagier weniger, nicht ein Passagier mehr. Das Meisterwerk des Verbrechens ...«

»Sehr hübsch«, kicherte Rosic. »Sie haben eine blühende Fantasie. Aber nichts beweist ...«

»Doch«, antwortete T. D. Shap sanft. »Der Geruch nach Goldrenetten, den der Mann verströmt, der bei Le Robinet von diesem Streckenläufer gefunden wurde, und der dessen Häuschen erfüllte, sobald er ihn hineingebracht hatte. Der Geruch nach Goldrenetten ist das Anzeichen von Chloroform. Der Mann hat keinen Sou bei sich, was außergewöhnlich wäre für einen Mann, der selbst aus dem Zug gesprungen wäre. Dieser grünliche Anzug war im Bahnhof von Arenc vom Schaffner nicht bemerkt worden, also ist es der des elften Reisenden. Und schließlich: Wenn dieser Mann der Komplize des Mörders gewesen wäre, wür-

de er nicht zum Bankier von Viviers gehen, um Geld auf Empfehlung des Kristalldolches zu verlangen – das Werkzeug, mit dem Sie vermuten, dass dieser arme Barnabé getötet wurde. Und dann ... warum ist er auf die Gefahr hin, erwischt zu werden, nach Valence gekommen und hat die Jacke aus dem Krankenhaus gestohlen? Das war gefährlich. Aber er hat es getan, weil diese Jacke ihm gehörte und sich in der Tasche dieser Jacke seine Papiere befanden ... seine eigenen Papiere ... und er an ihnen hing.«

Rosic war verblüfft; aber er gab sich alle Mühe, es sich nicht anmerken zu lassen, und fragte: »Warum hat dieser Burnt, wenn er es denn war, anstatt sich zu verstecken, nicht sofort eine Aussage gemacht?«

Shap begann milde zu lächeln.

»Das, mein lieber Kollege, ist sein Geheimnis. Aber die Papiere in diesem Koffer, der ihm gehört, werden es Ihnen zweifellos verraten.«

»Aber warum hat der andere Reisende dann Ihren Barnabé getötet? Er konnte ihn doch gar nicht kennen.«

»Weil dieser Gentleman, der Joé Wistler heißt, Indien mit der ausdrücklichen Absicht verlassen hatte, W.-R. Burnt zu ermorden. Während der langen Überfahrt konnte es ihm nicht gelingen. Aber in diesem Zug wird er diesen verbrecherischen Plan ausführen können. Er kommt also in dieses Abteil, wo Burnt schläft, stürzt sich auf ihn, ersticht ihn. Aber es ist Barnabé, den er beseitigt, denn Burnt ist ja in der Rhone. Als er seinen Irrtum erkennt, ist es zu spät. Im Übrigen kommt man im Bahnhof an. Ein Angestellter sieht Blut vom Waggon tropfen. Man dringt in den Waggon ein, entdeckt die Leiche, aber nicht den Mörder,

der in einer Ecke kauert. Man rangiert den düsteren Wagen auf ein Abstellgleis. Joé begreift, dass er erwischt ist. Nein ... nebenan steht ein anderer Zug auf dem Abstellgleis. Aber vorher trennt er noch den Kopf vollends ab, um die Justiz in die Irre zu führen und sich Zeit zu verschaffen, springt in den abgestellten Zug, reißt das Handtuch vom Waschbecken ab, wickelt den Kopf darin ein und wirft ihn in einen Fluss, den der Zug überquert. In Saint-Rambert steigt er auf der falschen Gleisseite aus, um nicht aufzufallen, und lässt sich dummerweise von einem entgegenkommenden Zug überfahren. Bitte schön ... Sie sehen, mein lieber Kollege, wie einfach das alles ist. Ich sage es Ihnen, ein wahrhaftiges Kindermärchen.«

Rosic dachte nach. Es stimmte allerdings: Die Sache war die einfachste der Welt; dank diesem Barnabé klärte sich jede Dunkelheit auf, und dieses Geheimnis wurde von einer erstaunlichen Klarheit.

Die Evidenz drängte sich dem Chef der Lyoner Kriminalpolizei auf, der sich gegenüber seinem amerikanischen Kollegen dennoch ein wenig gedemütigt fühlte.

Doch T. D. Shap sah keineswegs triumphierend aus und sagte: »Wissen Sie, als ich die Frau dieses Streckenläufers von Goldrenetten sprechen hörte, da hatte ich die klare Wahrnehmung der Sache. Das ist Ihnen entgangen, Monsieur Rosic, weil bei Ihnen wenig mit Anästhetika gearbeitet wird, während die Sache bei uns alltäglich ist. Da unser Mann diesen charakteristischen Geruch ausdunstete, war er chloroformiert worden; danach entkleidet, da er weder Geld noch Papiere bei sich hatte und laut Aussage des Schaffners keiner der Passagiere einen grünlichen Anzug

trug. Und als ich schließlich erfuhr, dass der Schlafwagenschaffner die Leiche nicht wiedererkannt hatte, erhielt ich die glänzende Bestätigung meiner Hypothese.«

Rosic nickte; gewiss, das alles war klar; aber es blieben doch noch ein paar dunkle Ecken, und er fragte: »Aber warum ist Ihr Mann, das Opfer eines Hinterhalts, wie ein Dieb davongelaufen, anstatt die Polizei zu verständigen?«

»Das, sagte ich Ihnen vorhin, ist das Geheimnis von W.-R. Burnt, aber dieses Geheimnis ist leicht zu erraten. Seit Langem muss er geahnt haben, dass man versuchen würde, ihn zu ermorden, um ihm seine Papiere zu stehlen – Papiere von höchster Wichtigkeit, zweifellos. Und nun kommt er im Häuschen eines Streckenläufers wieder zu sich. Seine erste Bewegung ist es, nach seiner Tasche zu greifen, und er ist überrascht, sein Briefftasche nicht mehr vorzufinden. Er sieht an sich herab, wundert sich, mit einem Anzug bekleidet zu sein, den er überhaupt nicht wiederkennt, und begreift alles, denn die Erinnerungen kehren zurück. Doch in diesem Moment glaubt er, das Opfer seines Feindes geworden zu sein. Los, es ist keine Zeit zu verlieren! Zuerst Geld, und er rennt zur nächsten Stadt, wo ein Bankier ihm auf Empfehlung von Monsieur Caze-neuve aus Paris Geld vorstrecken kann.

Aber in Viviers liest er eine Zeitung, erfährt von der Entdeckung im B-14 und die ganze Wahrheit offenbart sich ihm. Und er bricht nach Valence auf, um die Jacke des Ermordeten zu stehlen – die seine eigene Jacke ist und in der sich seine Papiere befinden ... seine eigenen Papiere. Ist das klar?«

»Ja!«, machte Rosic. »Ich gebe es zu, Sie sind mein Meis-

ter. Aber warum beruft er sich in Viviers bei diesem Bankier auf den *Kristalldolch*, das Tatwerkzeug, anstatt seinen Namen zu nennen?»

»Glauben Sie wahrhaftig, dass Barnabé mit diesem Spielzeug geköpft wurde?«

»Aber ...«

»Ich habe mir sagen lassen, dass in Indien, wo man Spitznamen liebt, ein englischer Offizier, der Schrecken unter den Rebellen verbreitete, von ihnen mit dem Spitznamen *Crystal-Dagger* bezeichnet wurde. Das könnte unser Mann sein. Aber glauben Sie mir, Barnabé wurde der Hals nicht von einem Kristalldolch durchgeschnitten, und wenn Sie einen im Waggon gefunden haben, dann deshalb, weil er aus dem Koffer von W.-R. Burnt gerutscht war, als sein Feind ihn öffnete, um zu sehen, ob die Papiere auch wirklich darin waren.«

»Dann war der im Waggon gefundene Koffer ...«

»... der von Joé Wistler, den er aus seinem Abteil mitgebracht hatte, um die Papiere hineinzutun, die er durch ein Verbrechen an sich reißen wollte. Aber ihm fehlte die Zeit; er nahm den von Burnt und ließ seinen eigenen zurück, was Ihren Irrtum bezüglich der Personen verursacht hat.«

»Aber«, sagte Rosic erneut und fixierte diesmal den Detektiv genau, »bei alledem sehe ich nicht, wie Sie herausfinden konnten, dass der elfte Reisende Barnabé hieß.«

Da fing T. D. Shap herzlich zu lachen an.

»Das liegt daran, dass ich vor Ihnen im Engpass von Le Robinet war und auf den Gleisen, vor dem Baum, auf den W.-R. Burnt gefallen war, dieses Papier gefunden habe, das diesem Gentleman während des Flugs, den er vom

Waggon zum Baum machte, aus der Tasche gerutscht war. Nun, da die Jacke die von Barnabé war, gehörte der Brief ihm ... Lesen Sie ihn.«

Und er reichte Rosic einen Fetzen Papier, auf dem dieser lesen konnte:

Alter Barnabé, da du aus dem Bau herausgekommen bist, bummle nicht in Marseille herum, komm nach Pantruche, wo es an Arbeit nicht fehlt, und du ...«

Der Rest fehlte.

»Ein Irrtum ist nicht möglich! Ich bin überzeugt!«

»Behalten Sie dieses Papier«, erwiderte der Detektiv, »es könnte Ihnen noch nützlich sein. Denn, nicht wahr, ich kümmere mich nicht um diese Sache. Und gerne überlasse ich Ihnen das Ergebnis dieser kleinen Ermittlung, wenn es Ihnen von Nutzen sein kann. Morgen schiffe ich mich in Le Havre ein, in sechs oder sieben Tagen bin ich in New York, wo ich schon viel zu lange fehle. Wie dem auch sei. Erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Aber da ist Lyon. Ich glaube, dort steigen Sie aus.«

In der Tat hielt der Zug im Bahnhof Perrache an; die beiden Männer drückten sich die Hand; T. D. Shap reichte Rosic seinen Koffer und die beiden Polizisten trennten sich, vermutlich um sich nie wiederzusehen.

Kapitel 10

Rosics grausame Überraschung

In der Droschke, die ihn nach Hause brachte, schwamm Rosic im Glück, den wertvollen Koffer auf den Knien.

Was für eine glückliche Begegnung er doch gerade mit diesem T. D. Shap gehabt hatte! Man musste schon sagen: Diese amerikanischen Detektive waren schlaue Köpfe. Und Rosic konnte es sich ruhig eingestehen: Niemals hätte ein französischer Polizist diese Ermittlung so wunderbar geführt und dieses unentwirrbare Rätsel gelöst. Welch eine Kombinationsgabe! Welch eine Meisterschaft!

Und vor allem: Welch eine Uneigennützigkeit.

Nun würde Rosic Monsieur Chaulvet beeindrucken können, der sich – das musste man ehrlich zugeben – ein wenig über ihn lustig gemacht hatte, mit dieser Art, ihm ständig diesen kleinen stellvertretenden Bahnhofsvorsteher entgegenzuhalten.

Die Angelegenheit erschien ihm zu dieser Stunde klar wie Klopffarbe. Wenn morgen die Zeitungen dieses Drama in allen Einzelheiten erzählen würden, wäre die Öffentlichkeit brennend interessiert. Und welch ein Ruhm würde auf ihn, Rosic, herabfallen...

Ein Punkt blieb allerdings noch zu klären: Er wollte wissen, warum dieser Joé Wistler den Mann namens Burnt hatte ermorden wollen.

Doch all das würden ihn die Papiere im Koffer lehren. Morgen Früh würde Gladys ihm das alles übersetzen.

Monsieur Rosic bewohnte eine hübsche, schmucke klei-

ne Villa auf den Hängen von Sainte-Foy, die die Saône an der Stelle überragen, wo sie ihr Wasser in die Fluten der großen Rhône ergießt. Es war ein kleiner Bau aus roten Backsteinen mit Schieferdach, mitten im Grünen gelegen und mit einer überaus malerischen Aussicht.

Früh verwitwet und mit einem kleinen Mädchen namens Edmée alleinstehend, wäre Rosic sehr verlegen gewesen, als er seine Tochter aus dem Internat holen musste – hätte er nicht ein junges Mädchen namens Gladys entdeckt. Sie war im selben Pensionat wie das kleine Mädchen erzogen worden, einige Jahre älter als sie, und hatte sich, da sie ohne Vermögen und Eltern war, bereit erklärt, dem jungen Mädchen als Gesellschafterin zu dienen.

Doch die Gesellschafterin war rasch zu einer echten Freundin geworden – mehr noch: zu einer großen Schwester. Und in Wahrheit liebte Rosic, der ein vortrefflicher Mann war, dieses junge Mädchen, als wäre sie sein eigenes Kind.

Gladys Sweet war englischer Herkunft. Als Waise hatte sie ein x-beliebiger Vormund nach Frankreich geschickt. Später war dieser Vormund gestorben, und Gladys stand allein auf der Welt da – mit etwa zwölfhundert Franc Rente, gerade genug, um nicht zu verhungern. Sie war sehr glücklich und dankbar, in der Villa des guten Monsieur Rosic beinahe eine Familie gefunden zu haben.

Da sie bis zu ihrem achten Lebensjahr – dem Zeitpunkt ihrer Ankunft in Frankreich – Englisch gesprochen hatte, hatte sie diese Sprache nie vergessen. Sie beherrschte sie ebenso gut wie das Französische, das sie im Übrigen völlig akzentfrei sprach.

Morgen früh also – denn um die Uhrzeit seiner Ankunft zu Hause würde bereits alles schlafen – sollte Gladys ihm all diese Papiere übersetzen, die der Koffer enthielt. Dann würde ihm zweifellos nichts von diesem Geheimnis verborgen bleiben.

Wie er vermutet hatte, schlief alles, als er nach Hause kam: Edmée, Gladys und auch das Dienstmädchen. Rosic bezahlte seinen Kutscher, schloss die Tür auf und stieg so leise wie möglich in sein Schlafzimmer hinauf, um niemanden zu wecken.

Nachdem er seine Hausschuhe angezogen und eine gute Pfeife angezündet hatte, dachte Rosic daran, einmal nachzusehen, was sich in diesem besagten Koffer befand. Selbst wenn die englischen Papiere ihr Geheimnis wahrten, konnte er zumindest einen interessanten Gegenstand finden, der ihm vielleicht neue Aufschlüsse lieferte.

Im Übrigen war er neugierig zu überprüfen, ob die Angaben von T. D. Shap stimmten und ob dieser Koffer wirklich dem besagten Burnt gehörte.

Er öffnete also den Koffer, der gar nicht verschlossen war, und konnte plötzlich ein echtes Gebrüll der Überraschung nicht unterdrücken.

Im Koffer lagen anstelle der Papiere, die er am Bahnhof von Saint-Rambert gesehen hatte, nur ein Stapel Zeitungen und vier oder fünf Kieselsteine.

Zunächst glaubte Rosic, das Opfer einer Halluzination zu sein. Er rieb sich die Augen. Das war doch nicht möglich.

Er nahm den Koffer, schüttelte den Inhalt auf den Tisch und musste sich der grausamen Gewissheit beugen: Da la-

gen nur fünf Kieselsteine – vermutlich vom Bahndamm aufgelesen, denn sie waren schwarz von Teer und Schmierfett – und ein großer Stapel grob zusammengebundener Zeitungen.

Rosic musste sich setzen, so sehr raubte ihm die Bestürzung die Kraft in Armen und Beinen.

Zuerst begriff er gar nichts. Hatte er sich im Koffer geirrt? Aber nein. Dann hatte man ihm den echten gestohlen. Wer nur? Er hatte ihn doch nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen!

Und ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. Was, wenn es der amerikanische Detektiv gewesen war? Aber dann ... dann war dieser T. D. Shap gar nicht T. D. Shap.

Aber zu welchem Zeitpunkt hätte der amerikanische Detektiv ihm den Koffer stehlen sollen?

Lass sehen. Der Mann war in den Waggon gestiegen, hatte sich neben ihn gesetzt, den Koffer zwischen sich; und er erinnerte sich: Als der Mann im Abteil aufgetaucht war, hatte er die Hände frei, er hatte keinen Koffer bei sich ... und der Koffer mit den Dokumenten war nicht bewegt worden.

Von Saint-Rambert bis Lyon hatte sich Rosic ebenso wenig gerührt wie der Detektiv. Sie hatten sich unterhalten, ohne ihren Platz zu wechseln, bis der Zug ankam. Nicht eine Sekunde hatte Rosic den Waggon verlassen, und die ganze Fahrt über hatte er den Arm auf dem Koffer abgestützt.

Also doch!.

Das Vertauschen musste schon vorher stattgefunden haben, und es war töricht von ihm, diesen T. D. Shap zu be-

schuldigen.

Aber vorher war der Koffer doch im Tresor des Büros des Überwachungskommissars verwahrt gewesen. Er hatte ihn erst im Moment der Abreise wieder abgeholt. Er sah den Überwachungskommissar noch vor sich, wie er seinen Tresor öffnete, ihm den Koffer übergab und – ja, genau – in diesem Moment hatte er ihn geöffnet! Er hatte die Papiere gesehen, in ihren Mappen, mit einem Lederriemen zusammengebunden. Und er hatte den Koffer genommen, war in sein Abteil gestiegen und hatte ihn nicht mehr losgelassen.

Nein ... Es war doch im Zug gewesen. Es war wirklich dieser Detektiv.

Aber wie? Zu welchem Zeitpunkt?

Den Kopf in den Händen und dem Wahnsinn nahe, dachte Rosic nach.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus. Er erinnerte sich! Bei der Ankunft am Bahnhof von Lyon war Rosic aufgestanden, und T. D. Shap hatte in einer ganz natürlichen Bewegung den Koffer genommen, um diesen für ihn zu halten. Für die Zeit des Aussteigens aus dem Waggon ... Wie lange? Einen Bruchteil einer Sekunde! Er hatte sich umgedreht, und T. D. Shap hatte ihm den Koffer gereicht.

War es möglich, dass der Detektiv in dieser kurzen Zeitspanne den Koffer ausgetauscht hatte? Woher hätte er den anderen nehmen sollen? Er war doch mit leeren Händen ins Abteil gekommen.

Und dennoch war es eine Tatsache: Der Koffer war vertauscht worden, und rein praktisch hatte nur eine einzige Person diesen Tausch vollziehen können – und das war

dieser Detektiv.

»Lass sehen ... lass sehen ...«, sagte Rosic laut zu sich selbst. »Ruhig bleiben ... Nachdenken!«

Warum hätte dieser Detektiv ihm den Koffer stehlen sollen? Dann müsste man annehmen, dass dieser T. D. Shap gar nicht T. D. Shap war. Wer war er also?

Wer hatte ein Interesse daran, diesen Koffer zu besitzen?

Nun, natürlich derjenige, dem er wirklich gehörte – das heißt W. R. Burnt!

Wenn dieser Shap niemand anderes als Burnt war?

Meines Erachtens ... Er war es!

Rosic schlug sich mit beiden Händen an den Kopf und schrie: »Idiot ... was für ein Idiot ich bin! Wie habe ich das nicht erraten können? Wer konnte alle Einzelheiten dieser Affäre so gut kennen, wenn nicht Burnt selbst? Und ich Dummkopf bewunderte noch die überlegene Kombinationsgabe dieses famosen Detektivs. Tolle Leistung! Er hat mich reingelegt. Er hat mich zum Narren gehalten. Ah! Er muss im Moment köstlich lachen!«

Doch tief in seinem Inneren konnte Rosic nicht umhin, die Art und Weise dieses Burnt zu bewundern. Verdammt gewieft, dieser Gentleman! Wie er im Krankenhaus von Valence sein Sakko wieder an sich gebracht hatte.

Kapitel 11

Rosic verliert fast den Verstand

Drei Stunden später befand sich Rosic wieder in Valence. Ein Auto hatte ihn zurückgebracht, in dem er, völlig erschöpft von der Müdigkeit, eingeschlafen war und schreckliche Träume gehabt hatte. Der Tag brach an; doch die Geschäfte, die Rosic zu besuchen gedachte, hatten noch nicht geöffnet. Sämtliche Hotels und Cafés hatten ihre Rollläden noch heruntergelassen. Rosic steuerte auf den Bahnhof zu, wo er zumindest in der Bahnhofsgaststätte eine Tasse heiße Schokolade bekommen konnte.

Die erste Person, die ihm begegnete, war der stellvertretende Bahnhofsvorsteher Guillenot, der ihm zurief: »Wissen Sie schon? Man hat die Jacke gefunden!«

»Wirklich? Und wann?«

»Gerade eben erst. Als ein Rangierer zum Dienst ging, hat er sie hinter dem Bahnhof, nahe der Gas-Brücke, entdeckt.«

»Gerade eben erst?!«, rief Rosic erstaunt aus.

»Kaum eine halbe Stunde her. Das Futter war zerrissen – der beste Beweis, dass sich Papiere darin befanden!«

»Und Sie sagen, man hat diese Jacke vor einer halben Stunde gefunden?«

»Ja.«

Da erinnerte sich Rosic, dass der angebliche T. D. Shap ihm am Vorabend gegen elf Uhr im Zug gesagt hatte, die Jacke liege – ihres Inhalts beraubt – hinter dem Bahnhof. Woher hätte er das wissen können, wenn er sie nicht selbst

dort hingeworfen hatte?

Nein, ein Zweifel war unmöglich: Dieser berühmte Detektiv war in Wahrheit W.-R. Burnt! Im Übrigen sollte Rosic schon bald weitere Beweise dafür erhalten. Zunächst bei einem Herrenausstatter an der Porte-Neuve. Der Verkäufer erinnerte sich genau, am Vormittag einem Herrn in einem grünlichen Anzug und ohne Hut ein sogenanntes Suffolk-Reisekostüm aus gräulichem Stoff verkauft zu haben. Und nur eine halbe Stunde später, in einem Kaufhaus nahe dem Bahnhof, erkannte ein Angestellter den Koffer als denjenigen wieder, den er am Vortag an einen Reisenden im grauen Suffolk-Anzug verkauft hatte.

»Dieser Kunde hat sehr lange für die Auswahl gebraucht. Aber aufs Geld hat er nicht geschaut. Parbleu! Er suchte eben einen Koffer, der demjenigen mit den Papieren haargenau glich!«

Und Rosic fügte das gesamte Puzzle zusammen: Dieser verdammte Burnt schlich um ihn herum! Er hatte erfahren, dass man in Saint-Rambert seinen Koffer neben der Leiche von Joé Wistler entdeckt hatte. Diesen Koffer brauchte er so schnell wie möglich zurück! Also kaufte er einen identischen, folgte Rosic nach Saint-Rambert – oder kam ihm zuvor, völlig egal. Er stieg mit ihm in denselben Zug, in ein anderes Abteil und trat dann auf den Plan. Der leere Koffer musste im Korridor gestanden haben, und der Austausch war vollzogen worden – ah, wie meisterhaft! – während des Bruchteils einer Sekunde, in dem Rosic ihm beim Aussteigen den Rücken zugekehrt hatte. Das war meisterhafte Arbeit.

Rosic konnte nicht umhin, sie zu bewundern. Mit so ei-

nem Burschen würde er noch viel Ärger haben. Aber er würde ihn sich greifen ... ja, und sollte er bei dieser Aufgabe zugrunde gehen!

In Valence gab es für ihn nichts mehr zu tun. Er ging nicht einmal mehr zu M. Chaulvet. Wozu auch? Um zehn Uhr nahm er den Schnellzug nach Paris. Sein erster Weg nach der Ankunft führte ihn zur Sûreté. Es lag ihm am Herzen, eine der außergewöhnlichsten Behauptungen des angeblichen T. D. Shap zu überprüfen. Denn während der Fahrt waren ihm Zweifel gekommen: War dieser ganze Kriminalroman, den der falsche Detektiv ihm haarklein aufgetischt hatte, nicht vielleicht von A bis Z seiner Fantasie entsprungen? Hatte er nicht auch hier nur ein Spiel mit ihm treiben, seinen Scharfsinn täuschen, seine Ermittlungen auf eine falsche Fährte lenken wollen?

Gewiss, die Geschichte klang plausibel und deckte sich perfekt mit allem, was er bereits wusste. All diese Fakten, die von dem Mann unter der Identität von T. D. Shap aufgedeckt worden waren, fügten sich nahtlos zusammen und warfen ein helles Licht auf die dunkelsten Winkel dieses Mysteriums um Abteil B-14. Aber er hatte es mit einem extrem gerissenen Gegner zu tun. Hatte er da nicht jedes Recht, misstrauisch zu sein?

Am Boulevard du Palais angekommen, steuerte er direkt den Erkennungsdienst an. Man kannte ihn dort.

»Sieh mal an, unser trefflicher M. Rosic! Welcher gute Wind weht Sie denn her?«

»Kennen Sie einen gewissen Barnabé?«, fragte Rosic frei heraus.

Der Angestellte, der ihn begrüßt hatte – ein alter Hase im

Geschäft –, kramte einen Moment in seinem Gedächtnis.

»Barnabé ... Warten Sie mal ... Ja, der Name ist mir nicht unbekannt. Barnabé ... Jetzt hab ich's! Barnabé ... die Sache in Fontenay! Eine Villa, am helllichten Tag ausgeräumt ... direkt unter den Augen des Pförtners! Ah, ja! Ein ganz Schlauer. Er wurde vor acht Jahren zu dreißig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Er müsste um diese Zeit in der Sträflingskolonie sitzen.«

»Es sei denn, er ist entkommen.«

»Das wüssten wir!«

»Hm ... Hm ...« Rosic wusste genau, wie der Hase lief und dass die verschiedenen Dienststellen ihre Informationen leider nur selten untereinander austauschten.

Er fragte: »Sie haben doch sicher ein Foto von diesem Herrn?«

»Aber natürlich!«

»Würden Sie es mir zeigen?«

Der Angestellte sah Rosic durchdringend an.

»Sie hecken doch wieder etwas aus. Oh, ich kenne Sie! Sie sind ein Gerissener. Und wenn Sie der Pariser Sûreté eins auswischen können, nehmen Sie keine Samthandschuhe an – nur um zu zeigen, dass man in Lyon genauso pfiffig ist wie hier!«

»Aber nein ... keineswegs«, wiegelte Rosic ab.

Gewiss, unter allen anderen Umständen hätte ihm dieses indirekte Kompliment geschmeichelt. Doch unter den gegebenen Umständen wirkte es auf ihn wie bittere Ironie.

»Na schön!«, meinte der Angestellte. »Ich zeige Ihnen die sympathische Visage des besagten Barnabé. Freut mich, wenn es Ihnen nützt.«

Er wühlte in den Karteikästen, brauchte nicht lange und reichte Rosic Abzüge, auf die der Chef der Lyoner Sûreté sofort seinen Blick warf.

»Er ist es tatsächlich«, murmelte er.

Ein Irrtum war ausgeschlossen: Es war genau der Kopf, den man am Ufer der Isère gefunden hatte – derselbe Kopf, der so perfekt auf den geköpften Rumpf der Leiche aus Abteil B-14 passte. Burnt hatte ihn nicht belogen.

»Sie erkennen ihn also wieder?«, fragte der Angestellte.

»Ja. Und Sie können ihn aus Ihren Karteien streichen. Denn zum jetzigen Zeitpunkt stehen die Chancen gut, dass dieser Barnabé der Polizei keine Sorgen mehr macht.«

»Warum das?«

»Weil er tot ist.«

»Kein großer Verlust.«

»Ermordet in einem Luxuszug!«

»Ach, was Sie nicht sagen!«

Doch Rosic war nicht danach zu Mute, Geschichten zu erzählen. Er bedankte sich bei dem Beamten des Erkennungsdienstes und verließ das Gebäude. Es gab keinen Zweifel: Die Dinge hatten sich genauso abgespielt, wie Burnt es ihm geschildert hatte. Auf jeden Fall war dieser Burnt ein verdammt gerissener Hund.

Doch plötzlich durchzuckte ein Verdacht Rosics Verstand: Was, wenn es gar nicht Burnt gewesen war? Was, wenn es sich in Wahrheit doch um T. D. Shap handelte? Im Grunde war die Sache von enormer Tragweite, womöglich eine große Spionageaffäre! T. D. Shap hatte sie aufgeklärt ... und er hätte nicht versucht, den vollen

Ruhm dafür einzuheimsen? Dieser Burnt und dieser Wistler konnten sehr wohl Amerikaner sein. T. D. Shap war ihnen vielleicht auf der Spur gewesen. Aber ihm hatte der Koffer gefehlt ... und den hatte er sich besorgt.

Polizisten spielten sich gegenseitig oft solche Streiche. Schließlich waren nur ein Bandit oder ein Polizist in der Lage, diesen Koffer mit solcher Raffinesse zu entwenden. Wäre dieser Burnt wirklich schlau genug gewesen, um so bemerkenswert zu arbeiten? Dieser Gedanke tröstete Rosic; er fand es weit weniger demütigend, von einem Kollegen hereingelegt worden zu sein – besonders wenn dieser Kollege zu den Koryphäen der Weltpolizei gehörte – als von einem einfachen Zivilisten. Er konnte sich rasch Gewissheit verschaffen, denn er hatte die Sûreté noch nicht verlassen. Dort kannte man T. D. Shap. Er würde sich einfach erkundigen. Sein Freund Ferroux würde ihn aus der Ungewissheit befreien. Er machte sich auf den Weg zum Büro seines Freundes.

»Sieh mal an, Rosic!«

»Ich bin's.«

»Du bist also in unserer Gegend?«

»In privater Angelegenheit, ich fahre heute Abend wieder zurück.«

»Gibt es nichts Neues bei euch?«

»Nichts!«, erwiderte Rosic ziemlich trocken.

»Immer noch standhaft?«

»Man hält sich wacker. Aber das ist nicht der Punkt: Kennst du diesen amerikanischen Detektiv, von dem man so viel hört – T. D. Shap?«

»Und ob! Ich habe zwei- oder dreimal mit ihm zu Abend

gegessen!«

»Könntest du mich ihm vorstellen?«

»Mein lieber Freund, dafür müsstest du schon nach New York reisen oder warten, bis er wieder nach Frankreich kommt!«

»Er ist also in seine Heimat zurückgekehrt?«

»Schon seit einem guten Monat!«

»Bist du dir da sicher?«

»So sicher, wie man nur sein kann, wenn man jemanden persönlich zum Bahnhof gebracht hat!«

Rosic biss sich auf die Lippen. Dann fragte er weiter:

»Wie schade. Wie sah er denn aus?«

»Wer?«

»Dieser Shap!«

»Nun ja ... klein, mager, glattrasiert. Aber warte mal!«

Ferroux kramte in seiner Tasche, zog seine Brieftasche heraus und entnahm ihr ein Foto:

»Da ist er ... in voller Größe, nach dem Bankett, das wir für ihn veranstaltet haben. Du siehst ihn hier ... direkt neben mir ... dieser kleine Kerl.«

Rosic starrte auf die Fotografie.

»Der da?!«

»Ja!«

»Verdammt!«, entfuhr es ihm.

Es war offensichtlich: Der Herr aus dem Zug konnte unmöglich T. D. Shap sein. T. D. Shap war ein ganz kleiner Mann mit einem hageren, gerissenen Gesicht – das reinste Altweibergesicht! Und der andere ...

Ferroux missverstand Rosics Ausruf jedoch.

»Ja«, meinte er, »nicht wahr? Man würde nie glauben,

dass das ein Polizist ist, und doch ist er ein ganz Großer! Es hätte dich sicher gefreut, seine Bekanntschaft zu machen.«

»Sicherlich«, antwortete Rosic ausweichend. Doch er war gedanklich längst woanders. Es bestand kein Zweifel mehr: Es war tatsächlich Burnt gewesen, der ihn derart an der Nase herumgeführt hatte. Er drückte seinem Freund die Hand und verschwand.

Als er jedoch gerade die Brücke überquerte, wurde er beinahe von einem Ansturm von Zeitungsausträgern umgerannt, die mit dicken Zeitungspaketen unter dem Arm wie Verrückte rannten und wie Besessene schrien:

»Kaufen Sie den PARIS-MATIN! Dritte Ausgabe! Das Geheimnis von Abteil B-14!«

Rosic zuckte zusammen. Was ... die Zeitungen berichteten bereits über diese Affäre – und bei der Sûreté hatte man ihm kein Wort davon gesagt?!

Er kaufte ein Exemplar, und die riesige Schlagzeile raubte ihm auf der Stelle den Atem:

DIE GEHEIMNISSE VON ABTEIL B-14

Ein Reisender betäubt und in die Rhône geworfen. – Ein Apache im Zug erwürgt. – Ein Kopf in der Isère. – Eine Leiche in Saint-Rambert. – Die gestohlene Jacke. – Der Kristalldolch. – M. Rosic, der berühmte Polizist, klärt diese Mysterien auf. – Was enthält der Koffer, der der Polizei in die Hände gefallen ist? – Morgen erfahren Sie es!

Rosic saß auf dem Rand des Brunnenbeckens am Place du Châtelet und las diesen merkwürdigen Artikel. Es war

Wort für Wort all das, was ihm der angebliche T. D. Shap im Zug erklärt hatte – von dem er nun mit absoluter Sicherheit wusste, dass er W.-R. Burnt persönlich gewesen war.

Wer um alles in der Welt hatte dem PARIS-MATIN diese Informationen zugespielt?

Die Sûreté war es nicht gewesen, denn dort wusste man rein gar nichts von dieser Affäre; niemand hatte davon gesprochen, als er eben noch in ihren Büros gestanden hatte. Ohnehin konnte die Sûreté noch gar nichts von diesem Verbrechen im B-14 wissen. Er selbst war es ebenfalls nicht gewesen.

Wer dann? Wer sonst ... als Burnt selbst!

Warum? Zu welchem Zweck? Warum ging dieser Mann, kaum dass er in Paris angekommen war und nachdem er Rosic den Koffer gestohlen hatte, nicht zur Polizei? Warum weihte er nicht die Justiz in seine Angelegenheiten ein, sondern lief stattdessen zu einer Zeitung und erzählte ihr haarklein diese ganze mysteriöse Geschichte? Und warum überließ er den gesamten Ruhm dafür ausgerechnet Rosic – Rosic, den er an der Nase herumgeführt, bestohlen und nach Strich und Faden lächerlich gemacht hatte? Wenn er ein Spion war, war das eine reichlich seltsame Art, Stillschweigen zu bewahren.

Denn es gab keinen Zweifel: Ausgerechnet Burnt – und kein anderer – hatte diesen Artikel verfasst. Rosic erkannte Redewendungen wieder, die er bereits im Zug gehört hatte. Doch sie waren allein gewesen, niemand hätte sie belauschen können. Was hatte das bloß zu bedeuten? Welches neue Geheimnis verbarg sich dahinter? Warum ent-

hüllte dieser Mann, der alles getan hatte, um unerkannt zu bleiben, seine Angelegenheit ausgerechnet jetzt in aller Öffentlichkeit?

Rosic presste die Hände an den Kopf und hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren.

Kapitel 12

Crystal-Dagger

Rosic blieb eine ganze Weile wie gelähmt auf dem Rand des Brunnenbeckens am Place du Châtelet sitzen.

Die Passanten blickten erstaunt auf diesen gut gekleideten, ernst wirkenden Mann, der mitten in der Öffentlichkeit eine solche Verzweiflung zur Schau stellte.

Doch plötzlich richtete er sich auf.

Im Chaos seiner Gedanken war eine Idee gekeimt, und er rief laut aus: »Nur dieser Cazeneuve kann mir Auskunft über diesen Burnt geben. Wo Teufel noch mal wohnt dieser Bankier eigentlich?«

Er eilte in eines der Cafés im Erdgeschoss des Théâtre du Châtelet, ließ sich auf eine Sitzbank fallen und rief dem Kellner zu, der ihn nach seinem Wunsch fragte.

»Das Telefonbuch!«

Als der Kellner ihm den wuchtigen Band gebracht hatte, blätterte er aufgeregt darin. Es kostete ihn keine große Mühe herauszufinden, dass der Bankier Cazeneuve in der Rue Saint-Marc ansässig war. Er warf eine Münze auf den Tisch, verließ das Café und sprang in ein Taxi.

»Rue Saint-Marc, Nummer 1.«

Sein Kopf glühte; die Gedanken brodelten in seinem Gehirn. Noch nie in seinem Leben hatte sich Rosic in einem solchen Zustand der Aufruhr befunden. Noch nie hatte er ein so unlösbares Problem zu bewältigen gehabt; noch nie hatte er einen Fall entwirren müssen, bei dem die Fakten so widersprüchlich erschienen und jeglichen Scharfsinn ad absurdum führten.

Das Drama um B.-14 erschien ihm wie ein Film, den ein Wahnsinniger erdacht und ein verrückter Kameramann gedreht hatte.

»Und doch«, sagte sich Rosic, »hängen all diese unwahrscheinlichen Tatsachen an einem roten Faden der Vernunft und steuern auf ein bestimmtes Ziel zu. Aber was ist das für ein Faden?. Was ist das für ein Ziel?. Und vor allem: Wer ist dieser Burnt?«

Doch das würde er gleich erfahren.

Das Taxi hielt vor der Hausnummer 1 in der Rue Saint-Marc.

An der Ecke zur Rue Feydeau stand ein prachtvolles Gebäude im reinsten Empire-Stil. Es war vom Großvater des heutigen Bankiers erbaut worden, der als Lieferant der napoleonischen Armeen ein großes Vermögen gemacht hatte.

Beim Eintreten gelangte man in eine Art Halle, von der zwei riesige Galerien mit Schaltern für das Publikum abzweigten. Zwischen den beiden Galerien führte eine prunkvolle Treppe in den ersten Stock, wo sich die Büros befanden.

Als Rosic gleich am Eingang auf einen Pförtner zuing

und seinen Wunsch äußerte, Monsieur Cazeneuve zu sprechen, schüttelte dieser nur den Kopf und sagte: »Haben Sie ein Bestätigungsschreiben für einen Termin?«

»Nein. Aber es handelt sich um eine Angelegenheit von äußerster Dringlichkeit.«

Der Pförtner lachte spöttisch auf.

»Nein. Aber glauben Sie etwa, man kann Monsieur Cazeneuve einfach so sprechen und dass er jedem Beliebigen zur Verfügung steht?«

»Ich bin aber nicht irgendwer«, erwiderte Rosic.

Und er hielt dem Pförtner seinen Dienstausweis der Sûreté von Lyon entgegen.

Die Polizei jagt den Menschen – zu Recht oder zu Unrecht – immer Respekt ein. Der Pförtner nickte ein zweites Mal, doch jeglicher Spott war aus seinem Gesicht gewichen.

»Ich gehe nachsehen«, sagte er.

Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück und telefonierte ins obere Stockwerk.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

»Nun gut, Sie können hinaufgehen. Wenden Sie sich an den Diener im ersten Stock.«

Rosic stieg die Treppe hinauf.

Oben erwartete ihn ein Diener. Wortlos verneigte er sich, öffnete eine Tür, und Rosic betrat ein großes, äußerst luxuriös eingerichtetes Büro, in dem ein älterer Herr mit weißem Backenbart saß, gekleidet in einen schwarzen Gehrock, an dessen Knopfloch eine Rosette der Ehrenlegion glänzte.

»Monsieur Rosic?«, fragte der alte Herr.

»Ja, Monsieur. Ich komme ...«

Doch der Greis unterbrach ihn.

»Ich weiß. Ich habe Sie erwartet.«

»Ah!«, machte Rosic überrascht.

»Ja, Sir Ralph Burnt hat mir Ihren bevorstehenden Besuch angekündigt.«

Dieser ehrwürdige alte Herr hatte das mit der größten Seelenruhe der Welt gesagt, und der Satz hätte den armen Rosic fast umgehauen.

Wie bitte? Monsieur Cazeneuve, der reiche Bankier höchstpersönlich, erwartete ihn, und sein Besuch war ihm ausgerechnet von Burnt angekündigt worden?

Nun ging der Wahnsinn wieder von vorne los, und Rosic fragte sich zum zweiten Mal, ob er nicht Spielball eines fantastischen Albtraums war.

Er fragte: »Sie haben diesen Burnt also gesehen?«

»Gestern Morgen. Er kam vorbei, um Geld abzuheben, das er bei mir hinterlegt hat. Er ist ein vollendeter Gentleman.«

»Er?«

»Zweifeln Sie etwa daran?«

Rosic schlug die Hände vor dem Kopf zusammen. Das war mittlerweile seine gewohnte Geste, und jeden Moment fragte er sich, ob sein armes Gehirn nicht gleich explodieren würde.

»Und er hat Ihnen meinen Besuch angekündigt?«

»In der Tat, er sagte mir gestern beim Abschied: ›Sie werden wahrscheinlich Besuch von Monsieur Rosic bekommen, dem Chef der Kriminalpolizei von Lyon, der Sie nach mir fragen wird. Bitte empfangen Sie ihn gut und sa-

gen Sie ihm, wie unsere Beziehungen sind. Monsieur Rosic ist ein lebenswürdiger Mann und ein Polizist von unvergleichlichem Spürsinn.«

»Das hat er gesagt?«

»Wortwörtlich.«

»Der hat mich wohl zum Narren gehalten?«

»Das glaube ich nicht.«

»Sie haben diesen Burnt also gesehen? Ein großer Mann, nicht wahr, glattrasiert und in einen gräulichen Suffolk-Anzug gekleidet?«

»Ja.«

»Und er war es auch, der Ihnen vorgestern aus Viviers telegraphiert und Sie gebeten hat, den Bankier dieser kleinen Stadt zu ermächtigen, ihm tausend Francs auszuhändigen?«

»Er war es in der Tat. Aber zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass dieser Kunde William-Ralph Burnt hieß.«

»Tatsächlich?«

M. Cazeneuve hielt einen Moment inne; schließlich sagte er: »Aber Monsieur Rosic, ich muss wohl von vorne anfangen. Im Übrigen hat M. Burnt mir erlaubt, Ihnen diese Enthüllung zu machen, die im Grunde denkbar einfach ist. Also ...«

Er schwieg kurz, als wolle er seine Erinnerungen sammeln; Rosic wartete atemlos. Würde er nun endlich den Schlüssel zu diesem quälenden Rätsel erhalten?

»Vor etwa vier Monaten«, begann Monsieur Cazeneuve, »wurde ich von einem Londoner Bankier, der eine Filiale in Singapur besitzt, darüber informiert, dass eine Summe

von einer Million zweihunderttausend Francs auf dessen indischer Filiale eingezahlt worden war und er soeben ein Scheckheft auf den Namen *Crystal-Dagger* ausgestellt hatte.«

»Der Kristalldolch?«, fragte Rosic.

»Richtig, das bedeutet auf Englisch *Crystal-Dagger*. Die Sache war seltsam, spielte für mich unterm Strich aber keine Rolle. Ich wurde gebeten, diesem *Crystal-Dagger* einen Kredit einzuräumen, und als dieser *Crystal-Dagger* mich vorgestern per Anruf um tausend Francs bat, wies ich Monsieur Coconaz, den Bankier aus Viviers, sofort an, dem Antragsteller diese Summe auszuhändigen. Was bedeuten schon fünfzig Louis d'or für einen Mann, der ein Guthaben von einer Million zweihunderttausend Francs besitzt.«

»Und Sie hatten keine Angst, bestohlen zu werden?«

Herr Cazeneuve lächelte.

»Die Überziehung war unbedeutend. Wäre ich auf einen Betrüger hereingefallen, wäre der Verlust nicht allzu groß gewesen, und gerade die Geringfügigkeit dieser Guthaben diente mir als Bürgschaft für die Glaubwürdigkeit des Antragstellers. Denn hätte ein Gauner Kenntnis von diesem Scheckheft erlangt, hätte er sich kaum mit tausend Francs begnügt.«

»Das stimmt allerdings«, stimmte Rosic zu.

»Gestern Morgen«, fuhr der Bankier fort, »teilte mir mein Diener mit, dass ein Herr mich zu sprechen wünsche, und reichte mir eine Visitenkarte, auf der ich das Wort gelesen habe: *Crystal-Dagger*. Nun, mich packte die Neugier, diesen Gentleman kennenzulernen, der einen so

merkwürdigen Namen trug und der sich trotz eines so beträchtlichen Bankguthabens damit begnügte, mich telefonisch um eine so kleine Summe zu bitten.«

»Und so trat ein großer, kräftiger Mann von etwa vierzig Jahren in mein Büro, der sehr britisch aussah und einen Reiseanzug aus gräulichem Suffolk-Tuch trug.

›Ich bin *Crystal-Dagger*«, sagte er zu mir beim Eintreten, nachdem er mich mit einem Kopfnicken begrüßt hatte.

›Was kann ich für Sie tun?«

›Ich benötige fünfzigtausend Francs.«

›Möchten Sie mir einen Scheck ausstellen?«

›Hier bitte ...«

Er zog ein recht zerknittertes Scheckheft aus der Tasche, unterschrieb ein Blatt und reichte es mir. Ich überprüfte die Unterschrift: Es war tatsächlich dieselbe, die mir der Londoner Bankier übermittelt hatte und die in der Filiale in Singapur hinterlegt worden war. Ich verneigte mich und sagte: ›Ich werde die Anweisungen geben. Diese fünfzigtausend Francs werden Ihnen unverzüglich ausgezahlt.««

Rosic schrak auf.

»Und Sie hatten nicht die Neugier ...«

›Nein«, unterbrach ihn Monsieur Cazeneuve. »Ich bin kein Polizist und habe meine Kunden nicht zu verhören. Im Übrigen war das auch gar nicht nötig, denn der Gentleman erklärte es mir von sich aus.

›Wäre es möglich, mein Guthaben auf einen anderen Namen umzuschreiben?«

›Das ist ganz einfach. Wenn Sie mir einen anderen Namen nennen möchten ...«

Der Gentleman lächelte.

›Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, dass *Crystal-Dagger* nicht mein echter Name ist. Es ist ein Spitzname, den man mir in Indien gegeben hat. Als ich nach Frankreich kam, hatte ich Gründe dafür, dass mein wahrer Name unbekannt blieb. Doch diese Gründe existieren nun nicht mehr, da der *andere* tot ist, und ich möchte wieder unter meiner wahren Identität auftreten: William-Ralph Burnt, Offizier in der Armee Seiner Majestät.‹

Und er geruhte, mir folgendes zu erklären:

›Seit fast zehn Jahren kommandiere ich einen Außenposten im Kaschmir – als einsamer Posten an den Hängen des furchterregenden Karakorum, dort oben, ganz weit oben in Indien, zwischen den Hochebenen von Tibet und dem Pamir. Ein wildes Land, fernab jeder Zivilisation, in dem man sich ununterbrochen vor dem Verrat der Rebellen in Acht nehmen muss. Dort muss man sich um jeden Preis Respekt verschaffen, wenn man nicht von irgendeinem Fanatiker ermordet werden will. Dieses Ziel habe ich durch einen Zufall erreicht.

Ich hatte damals einen schottischen Burschen als Ordonnanz, mutig und phlegmatisch, der, weil er einige Jahre in Frankreich verbracht hatte, den Geist eines echten Pariser Straßenjungen besaß. Eines Tages brachte er mir einen Kristalldolch, da er wusste, dass ich Sammler und Liebhaber exotischer Nippes war. Und er gestand mir, dass er diesen Kristalldolch aus einem Tempel der Göttin Kali gestohlen hatte.

Doch Sie kennen vermutlich nur vage diese Göttin Maha-Kali, die Gattin Shivas – also des zerstörerischen

Prinzips der indischen Trimurti –, die wohl die schrecklichste Göttin ist, der man begegnen kann. Man stellt sie als eine dunkle Gestalt mit vier Armen dar, die in jeder Hand einen Menschenkopf hält, und deren Brust von einer Kette aus Totenschädeln umschlungen ist. Sie ist die Göttin des Bösen schlechthin, und ich habe alles über sie gesagt, wenn ich Ihnen verrate, dass sie vor allem von jener schrecklichen Sekte verehrt wird: den Thugs oder Würgern. Die Göttin Kali zu bestehlen war ein Sakrileg, das nur durch die raffiniertesten Qualen gesühnt werden konnte, sollte dieser Diebstahl jemals entdeckt werden. Und er wurde entdeckt, mein Herr. Nur wenige Stunden später forderten zwei Priester bereits die Herausgabe des Diebes des Kristalldolches.

Was tun?

Da überkam mich eine wahrhaft göttliche Eingebung von oben. Ich zeigte den Priestern den berüchtigten Dolch und sagte zu ihnen: Elende Gottlose ... Was redet ihr da vom Stehlen. Wisst ihr denn nicht, dass Maha-Kali selbst mir diesen Dolch gegeben hat, weil sie nur mich für würdig befand, ihn zu tragen. Glaubt ihr etwa, man könne die Göttin Kali bestehlen, ohne dass ihr Zorn den Frevler zerschmettert!

Bei diesen Worten verneigten sich die von Schrecken erfassten Priester, warfen sich mir zu Füßen und nannten mich Brahma.

Von diesem Moment an nannte man mich an den Hängen des Karakorum nur noch *Crystal-Dagger*, den Schützling von Maha-Kali, und meine Person war für alle Jünger des Dalai-Lama heilig, besonders aber für die Thugs, die

mich als einen der Ihren betrachteten. Das hat mich in mehr als einer brenzligen Lage beschützt. Und wahrhaftig: Ohne diesen seltsamen Talisman wäre ich schon vor langer Zeit ermordet worden, denn die Kommandanten dieses Außenpostens überlebten kaum länger als achtzehn Monate, während ich zehn Jahre dort leben konnte.

Das ist der Grund, warum ich bei einem so heiklen Unterfangen in Europa den Namen *Crystal-Dagger* angenommen habe – in der Hoffnung, dass er mich beschützen würde und dass die Göttin Maha-Kali mir in der Alten Welt ebenso beistehen würde wie in Indien.«

Nachdem er so gesprochen hatte, fügte er hinzu: »Ohne Zweifel wird Ihnen morgen Monsieur Rosic einen Besuch abstatten. Er ist ein hervorragender Polizist voller Spürsinn. Ich bitte Sie, wiederholen Sie diese Geschichte für ihn; sie wird ihn mit Sicherheit interessieren.««

Bei diesen Worten lief Rosic rot wie eine Tomate an. Er blickte Monsieur Cazeneuve an. Doch in den ernsten Zügen des Bankiers war keinerlei ironische Absicht zu erkennen; es war offensichtlich, dass er nur die eigenen Worte von W.-R. Burnt wiederholte, ohne deren ganze Tragweite zu erfassen.

Und ebenso offensichtlich war, dass dieser W.-R. Burnt sich klar über ihn lustig machen wollte.

»Und dieser Burnt? Wissen Sie, wo er sich aufhält?«

»Nun, in London, nehme ich an. Ja, er hat mir erzählt, dass er fest entschlossen sei, den Zug nach Calais zu nehmen, mit dem er das Schiff um zwei Uhr erreichen und gegen fünf Uhr abends in London ankommen könne.«

»Und Sie wissen nicht, was er in Europa vorhatte?«

»Dazu hat er mir gegenüber nichts verlauten lassen.«

Monsieur Cazeneuve war aufgestanden und signalisierte damit, dass das Gespräch beendet war und er dem Polizisten nichts weiter mitzuteilen hatte.

Und Rosic verabschiedete sich.

Er war kaum schlauer als zuvor. Nun wusste er zwar, warum dieser Burnt sich *Crystal-Dagger* nannte. Aber warum hatte er Indien verlassen? Warum war er beinahe ermordet worden? Warum hatte er sich nicht zu erkennen gegeben? Warum hatte er den Koffer mit den Dokumenten gestohlen? Warum ...

»Ach, zum Teufel damit!«, rief Rosic aus, während er mechanisch die Rue Montmartre hinunterging. »Ich verliere hier noch den Verstand, und verrückt werden will ich nicht. Schließlich ist der Fall abgeschlossen. Wie Monsieur Chaulvet so treffend sagte: ›Die Justiz hat ein Opfer, sie weiß, dass der Mörder in Saint-Rambert getötet wurde.« Was kümmert mich der Rest? Ich bin wirklich zu gutmütig, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Schließlich hat dieser Burnt mich an der Nase herumgeführt. Aber er ist in London? Er ist mir entwischt, und was hätte ich ohnehin gegen ihn ausrichten können? Er hat mir seinen eigenen Koffer gestohlen. Das war sein gutes Recht. Ich kehre nach Lyon zurück und schere mich nicht mehr um diese dumme Geschichte mit dem Kristalldolch.

Er hielt ein Fiaker an, ließ sich zum Bahnhof Gare de Lyon fahren, ging hinauf ins Bahnrestaurants und gönnte sich ein üppiges Mittagessen, dazu feine Weine. Um zwei Uhr stieg er geruhsam in den Zug, der ihn am Abend zu seiner Villa am Hang von Sainte-Foy bringen

sollte – fest entschlossen, nicht mehr an W.-R. Burnt, den Kristalldolch und all diese beängstigende Angelegenheit zu denken, die ihn fast um den Verstand gebracht hätte.

Doch als er gerade die Trittstufe seines Waggons betreten wollte, hörte er hinter sich eine Stimme, die rief: »Monsieur Rosic ... Monsieur Rosic...«

Er drehte sich um und fiel fast aus allen Wolken. Burnt stand vor ihm. Er glaubte schon, er sei verrückt geworden.

Aber nein, Burnt lächelte. Burnt reichte ihm einen Koffer und sagte: »Ich bitte Sie um Verzeihung, Monsieur Rosic. Ich suche Sie schon seit zwei Tagen. Hier ist Ihr Koffer, den ich neulich aus Versehen für meinen eigenen gehalten hatte.«

Kapitel 13

Der Herr, der auf die B-14 wartete

Gegen zwei Uhr nachmittags schritt an diesem Tag ein kleiner, rothaariger Mann fieberhaft über die verlassensten Kaianlagen des Fährbahnhofs von Calais.

Er trug einen blauen Anzug, dessen weit geöffnetes Revers den Blick auf ein weißes Flanellhemd freigab. Seine feurige Mähne hatte genau die Farbe einer zu dunkel gebackenen Brioche und wurde von einer Marineoffiziersmütze bedeckt – abgesehen von einer schwarzen Seidenschnur ohne jede Abzeichen oder Borde.

Er schien kaum dreißig Jahre alt zu sein. Trotz der Schulterpolster war leicht zu erkennen, dass eine seiner Schul-

tern höher stand als die andere, ohne dass er jedoch wirklich bucklig wirkte. Er war ausgesprochen hässlich, schielte und hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe. Dennoch lag in seiner gesamten Erscheinung jenes gewisse aristokratische Etwas, das seine edle Herkunft verriet.

Vor kaum einer Stunde hatte eine luxuriöse Yacht im Hafen angelegt, an deren Kranbalken der Name SEA GULL prangte. Fast augenblicklich war der Gentleman von Bord gegangen und zum Fährbahnhof geeilt. Dort wartete er nun voller Ungeduld, die er gar nicht erst zu verbergen suchte.

Schließlich sprach er einen Angestellten an und fragte ihn in einem Französisch mit starkem britischem Akzent: »Der Bombay-Express?«

»Monsieur, er sollte eigentlich um ein Uhr fünfunddreißig hier sein, aber er hat etwas Verspätung.«

»Um wie viel Uhr wird er ankommen?«

»Jeden Moment! Er ist bereits angekündigt. Schauen Sie nur: Das Schiff, das die Postdepeschen und die Reisenden nach Dover bringen soll, steht schon unter Dampf und macht sich bereit, auszulaufen.«

Der rothaarige Gentleman tippte sich an die Mütze und begann wieder, auf dem Bahnsteig auf und ab zu schreiten.

Doch nun erwachten die Kaianlagen zum Leben. Von allen Seiten tauchten Angestellte auf, und schon bald kündigte ein Grollen die Ankunft des Zuges an.

Kurz darauf hielt er im Bahnhof. Eine fünfköpfige Familie stieg aus, begleitet von zwei Bediensteten und einem Gentleman, der rot wie ein blutiges Beefsteak war und

sehr wütend wirkte.

Der rothaarige Gentleman beobachtete die Aussteigenden scharf. Er schien verblüfft, die erwartete Person nicht zu erblicken.

Die Angestellten luden die Postsäcke ab und trugen sie auf das Schiff an der gegenüberliegenden Kaianlage. Schon bald machte sich der Zug – nun frei von Passagieren und Fracht – bereit, auf das Abstellgleis zu fahren.

Da ging der Gentleman auf einen Angestellten zu, auf dessen Mütze die Worte *Wagons-Lits* zu lesen waren: »Sie haben keine anderen Fahrgäste als diese acht Personen?«

»Meiner Treu, ich habe keine anderen gesehen«, antwortete der Angestellte.

»Und es sind nur diese acht Personen in Marseille eingestiegen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe meinen Dienst erst in La Chapelle angetreten.«

Ein anderer Angestellter schaltete sich in das Gespräch ein.

»Verzeihung ... in Marseille waren es zehn Fahrgäste.«

»Ah! Und was ist aus den anderen geworden?«

»Einer wurde in Valence ermordet, und der andere hatte wohl gute Gründe, die Flucht zu ergreifen.«

»Wollen Sie damit sagen ...«

»Dass er ohne Zweifel seinen Reisegefährten ermordet hat! Nun ja, das ist nur das, was mir mein Kollege in La Chapelle erzählt hat. Ich war selbst nicht dabei. Und der Schaffner, der Einzelheiten wusste, wurde von der Justiz auf der Stelle nach Valence zurückgerufen.«

Bei dieser Enthüllung erblasste der rothaarige Gentle-

man merklich. Doch er erwiderte nur kurz: »Alles klar! Danke.«

Er verließ den Bahnsteig, kehrte zu dem kleinen Boot am Kai zurück und war fünf Minuten später wieder an Bord der SEA GULL. Das Schiff legte sogleich ab, um die Meerenge erneut zu überqueren.

»Wissen Sie, wer da mit Ihnen gesprochen hat?«, fragte ein Bahnhofsangestellter den Schlafwagenschaffner.

»Meiner Treu, nein. Ein Mann, der jemanden aus dem B-14 erwartete. Er wirkte allerdings nicht sehr mitgenommen, als er vom Mord erfuhr.«

»Nun! Dieser Gentleman ist eine der hochrangigsten Persönlichkeiten des Vereinigten Königreichs. Ich habe ihn sofort wiedererkannt, da ich lange in London gelebt habe. Er besitzt ein prächtiges Schloss in Putney, und sein Name ist Lord Bradfort.«

»Für einen Lord hat er aber wahrlich eine miese Visage.«

»Ja, aber er besitzt an die hundert Millionen. Das hilft wohl über die Hässlichkeit hinweg.«

»Wie auch immer ... ein scheußlicher Kerl.«

Währenddessen überquerte die schnelle SEA GULL die Fahrrinne und legte knapp vierzig Minuten später in Dover an. Dort stieg Lord Bradfort in ein wartendes Auto und erreichte zwei Stunden später sein prächtiges Schloss in Putney, im Osten Londons.

»Nun?«, fragte ihn ein großer, phlegmatischer junger Mann, der wie sein Sekretär oder Vertrauter wirkte.

»Ein Reisender des B-14 wurde in Valence ermordet.«

»Und Joé?«

»Er war nicht im Zug. Mein Gott, ich befürchtete schon,

ihn verpasst zu haben. Deshalb bin ich sofort zurückgekehrt – in der Hoffnung, dass er auf dem schnellsten Weg hierher kommt.«

»Hoffentlich ist ihm kein Unglück zugestoßen«, meinte der Sekretär.

Doch Lord Bradfort lachte nur sarkastisch.

»Man merkt, dass Sie Joé nicht kennen.«

Beide betraten das Schloss. Lord Bradfort zog sich zurück, aß mit gutem Appetit, rauchte einige Zigarren und ging – erschöpft von der Reise – sehr früh zu Bett.

Am nächsten Tag klingelte er sofort nach dem Aufwachen nach seinem Sekretär. Dieser erschien augenblicklich – ein Zeichen dafür, dass er nur darauf gewartet hatte.

»Nun, Charles, nichts Neues?«

»Nichts!«

»Joé?«

»Nicht angekommen.«

»Verdammt!«

»Ja ... die TIMES berichtet über die Leiche aus Valence.«

»Irgendwelche Details?«

»Keine.«

»Joé müsste schon längst da sein.«

»Ich befürchte ...«

»Nein ... kein Grund zur Sorge. Er ist ein kluger Junge.«

Aber Charles bemerkte, dass sein Herr die Zuversicht vom Vortag verloren hatte.

Der Vormittag zog sich hin. Lord Bradfort wirkte zunehmend nervös. Er rührte sein Frühstück kaum an und bestellte ein Pferd für einen Ausritt, ließ es jedoch sogleich wieder absatteln. In der Bibliothek schlug er Bücher auf,

nur um sie sofort wieder zuzuklappen. Er zündete zahlreiche Zigarren an und ließ sie sogleich wieder ausgehen. Seine Ungeduld war nicht mehr zu übersehen.

Gegen fünf Uhr beobachtete er mit einem Fernrohr die Straße nach London. Da trat Charles ein – trotz seiner sonstigen Gelassenheit auffallend blass.

»Da ist ein Mann, der Mylord zu sprechen wünscht.«

»Ein Mann?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Ein Engländer?«

»Dem Akzent nach zu urteilen, ja.«

»Was will er von mir?«

»Er möchte nur Mylord persönlich sprechen.«

»Vielleicht bringt er Neuigkeiten von Joé.«

»Das war auch mein erster Gedanke.«

»Führ ihn herein ... und lass uns allein.«

Der Mann betrat die Bibliothek, grüßte respektvoll und wartete ab.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte Bradford.

»Ich bin ein Freund von Joé Wistler«, antwortete der Mann.

»Warum schickt er Sie?«

»Weil er tot ist.«

Der Lord schreckte auf. »Tot?«

»Ja ... in Frankreich.«

»Ist er etwa der Tote aus dem B-14?«

»Nein. Er wurde nahe Valence auf einem Bahnhof von einem Zug überfahren.«

»Der Dummkopf!«, grollte der Lord. »Sich einfach überfahren zu lassen!«

»Es war nicht seine Schuld. In Valence sah man einen Waggon voller Blut und koppelte ihn ab – darin lag die Leiche. Joé war im selben Waggon und bekam Panik. Sie wissen ja, wie neugierig die Justiz ist. Wie durch ein Wunder sprang er auf einen bereitstehenden Zug. Als dieser an einem kleinen Bahnhof hielt, wollte Joé vorsichtshalber den Zug wechseln. Er sprang auf das Gegengleis – doch genau in diesem Moment raste ein Schnellzug vorbei. Der arme Joé wurde glatt enthauptet.«

»Und die Papiere?«

»Er hatte sie bei sich ... in einem Koffer!«

»Und dieser Koffer?«

Der Mann zuckte die Achseln: »Der ist jetzt wohl in den Händen der französischen Justiz.«

»Verflucht!«, brüllte der Lord und schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Ja«, fuhr der Mann fort, »das ist äußerst unangenehm. Wenn die Justiz diese Papiere entdeckt, wird sie die britische Regierung informieren ... das Oberhaus. Mylord befände sich in einer äußerst heiklen Lage.«

»Verfluchter Joé! Verdammter Kerl ... was für ein Idiot! Sich überfahren zu lassen, wo er die Papiere endlich hatte!«

»Wahrlich bedauerlich, aber es war nicht seine Schuld. Er hätte Eurer Exzellenz die Papiere sicher lieber persönlich überbracht.«

Lord Bradfort hörte gar nicht mehr zu. Er ging in der Bibliothek auf und ab, biss sich auf die Fäuste und murmelte:

»Ich bin verloren! Was soll ich nur tun ...«

Da sagte der Mann mit sanfter Stimme: »Wenn ich My-

lord einen Rat geben dürfte.«

»Sprechen Sie ... sofern er gut ist!«

»Er ist denkbar einfach. Mylord wäre selbst darauf gekommen, wenn er ruhiger wäre.«

»Was denn?«

»Nun ... die kleine Miss aus dem Weg räumen.«

»Von welcher Miss sprechen Sie?«, fragte Bradford und fixierte ihn.

»Von Mylords Cousine!«

»Sie wissen davon?«

»Alles. Ich war ein Freund von Joé, und er hatte keine Geheimnisse vor mir.«

Bradford hielt inne und dachte nach. Er trat ans weit geöffnete Fenster. Sein Blick wanderte über den Park, doch er nahm nichts wahr – seine Gedanken brodelten.

Wie im Selbstgespräch murmelte er: »Ja ... Man müsste sie aus dem Weg räumen. Dann wäre es zu spät, selbst wenn man den Inhalt der Papiere erfährt ... Ja. Aber Joé ist tot!«

Der Mann kicherte hämisch. »Niemand ist unersetzlich, Mylord.«

»Was meinen Sie damit?«

»Dass sich ein anderer Joé finden lässt.«

Doch Bradford schüttelte den Kopf: »Sie kannten Joé nicht.«

»Gewiss, er war fähig. Aber er war nicht der Einzige seiner Art im Königreich. Und als er vor zehn Jahren Milady ins Jenseits beförderte, hätte er das ohne die Hilfe eines meiner Bekannten kaum geschafft. Hätte er seinen alten Kameraden auch diesmal dazugeholt, wäre die Sache jetzt

schon erledigt.«

»Kennen Sie diesen Kameraden?«

»Wie mich selbst.«

»Und er wäre bereit?«

»Eine Handvoll Guineen verleiht selbst Feiglingen Mut – erst recht einem Kerl, der sich bereits bewährt hat.«

Bradfort ging mit gesenktem Kopf auf und ab. Schließlich blieb er stehen: »Wie viel?«

»Das kommt darauf an ...«, erwiderte der andere.

»Wovon?«

»Wo sich die kleine Miss befindet.«

»Ich verstehe nicht.«

»Aber Mylord, man muss das Risiko einkalkulieren. In England droht der Galgen, in Frankreich die Guillotine. Woanders ist die Todesstrafe abgeschafft. Der Preis richtet sich nach dem Risiko.«

»Ja, das leuchtet ein. Also: Wie viel, wenn das Risiko die Guillotine ist?«

»Die junge Dame ist also in Frankreich?«

»Ja.«

»In einer Stadt oder auf dem Land? Die Stadtgerichte sind strenger und die Polizei ist dort besser organisiert.«

»In einer Stadt ... einer der größten.«

»Oho!«, machte der Mann und tat so, als würde er rechnen. Schließlich sagte er: »Mylord ... ich werde alt. Ich träume von einem kleinen Cottage nahe Grantham, meiner Heimat. Ich bin bescheiden, aber viertausend Guineen würden mir einen ruhigen Lebensabend sichern.«

»Viertausend Guineen!«, rief Bradfort aus.

»Was sind schon viertausend Guineen für Mylord? Be-

denken Sie, was von Ihrem Vermögen übrig bleibt, wenn die kleine Miss noch lange lebt.«

Bradfort ging erneut auf und ab. Dann blieb er stehen:
»Gut, Sie bekommen Ihre viertausend Guineen.«

Doch der Mann winkte ab: »Ich bin ein ehrlicher Kerl und will nicht im Voraus bezahlt werden. Zahlen Sie mich aus, wenn das Kind verschwunden ist und ich Ihnen die Sterbeurkunde bringe.«

»Wie Sie meinen ...«

»Ich bestehe darauf. Wenn mir etwas zustößt, wäre Ihr Geld verloren.«

»Brauchen Sie keinen Vorschuss?«

»Ich habe eigene Mittel. Sagen Sie mir nur, wo ich Ihre kleine Cousine finde.«

Bradfort trat zu einer Holzverkleidung, drückte eine verborgene Feder und öffnete eine Schublade. Er entnahm ihr ein Papier und reichte es dem Mann.

»Hier. Die kleine Miss ist in Lyon, in einem Kloster der Schwestern der Heiligen Kindheit. Der Rest steht auf diesem Papier ... Gehen Sie ... und beeilen Sie sich! Machen Sie es besser als dieser Dummkopf Joé!«

»Mylord kann auf mich zählen«, antwortete der Mann.
»In sechs Stunden bin ich in Frankreich, morgen in Lyon – und morgen Abend können Sie Trauer um Ihre kleine Cousine tragen.«

»Gott erhöhe Sie ...«, murmelte Bradfort.

Und der Mann verließ den Lord.

Kapitel 14

Rosic begreift endlich

Man kann sich die Aufregung vorstellen, die Rosic ergriff, als er am Gare de Lyon – ausgerechnet in dem Moment, als er in den Schnellzug steigen wollte, der ihn nach Hause bringen sollte – jenem Reisenden gegenüberstand, der sich ihm gegenüber als Detektiv T. D. Shap ausgegeben hatte.

Er wollte schreien, um Hilfe rufen und diesen Betrüger festnehmen lassen.

Doch ein Pfiff ertönte; Bahnbeamte eilten herbei und riefen: »Einsteigen, bitte!«

Die Türen wurden bereits geschlossen, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

»Kommen Sie, Monsieur Rosic, beeilen Sie sich, der Schnellzug fährt sonst ohne Sie ab!«

Rosic spürte, wie er auf das Trittbrett gehievt und in das Abteil geschoben wurde. Schließlich saß er auf einer Polsterbank, während der Zug mit lautem Dröhnen über die Drehscheiben die große Glashalle des Gare de Lyon verließ.

Ihm gegenüber saß der falsche T. D. Shap und lächelte.

Rosic war rot vor Zorn. Er wusste kaum, was ihn davon abhielt, diesem Kofferdieb an den Hals zu springen und ihn zu erwürgen. Beide waren allein in diesem Abteil erster Klasse. Er war so wütend, dass ihm die Worte fehlten. Und der andere sah ihn einfach nur lächelnd an.

Schließlich stammelte Rosic: »Monsieur, Sie haben mich zum Narren gehalten.«

Doch der andere schüttelte den Kopf: »Aber Monsieur Rosic, wie können Sie nur so etwas sagen? Ich war es doch, der Ihnen das Geheimnis von B-14 erklärt hat – etwas, das ohne mich für Sie noch immer ein Buch mit sieben Siegeln wäre.«

»Sie haben meinen Koffer gestohlen!«

»Ein Irrtum ... ein einfacher Irrtum ... den ich als Erster bedaure. Übrigens gebe ich ihn Ihnen zurück. Da ist Ihr Koffer, und Sie können sich selbst davon überzeugen: Es fehlt kein einziges Dokument.«

»Sie haben sich mir gegenüber als der ehrenwerte T. D. Shap ausgegeben.«

»Nun, da bin ich vielleicht ein wenig zu weit gegangen. Aber es musste sein, denn sonst hätten Sie meinen Worten keinen Glauben geschenkt und diese B-14-Geschichte für einen billigen Fortsetzungsroman gehalten.«

»Wer sind Sie überhaupt?«

»Wer ich bin? Aber Monsieur Rosic, haben Sie das denn noch nicht erraten? Wer könnte ich anderes sein als Sir William-Ralph Burnt.«

»Wahrhaftig! Ich habe es mir schon gedacht.«

»In Indien auch bekannt als *Crystal-Dagger*. Apropos: Ich hoffe, Sie werden Ihren Freund, Monsieur Chaulvet, bitten, mir meinen Kristalldolch zurückzugeben, an dem ich sehr hänge.«

»Das können Sie ihn schön selbst fragen!«

»Monsieur Rosic«, sagte W.-R. Burnt, »Sie betrüben mich wirklich. Man könnte fast meinen, Sie hegen einen Groll gegen mich. Dabei habe ich Sie im PARIS-MATIN mit Ruhm überschüttet!«

Rosic funkelte seinen Sitznachbarn noch immer mit wütenden Blicken an. Doch tief in seinem Inneren spürte er bereits, wie sein Zorn verflog. Im Grunde war dieser Burnt kein Verbrecher. Er konnte ihm nichts wirklich Ernsthaftes vorwerfen. Dass er sich einen Scherz mit ihm erlaubt hatte – nun gut, das war wohl wahr. Aber es galt herauszufinden, zu welchem Zweck. War es nicht besser, erfahren zu wollen, was dieser Burnt über das quälende Geheimnis wusste, anstatt sich weiter zu ärgern?

Er sagte: »Ja, in der Tat ... Nur Sie konnten diesen langen Bericht über das Verbrechen von B-14 verfasst haben. Aber warum haben Sie diesen Artikel veröffentlicht, wo Sie doch anscheinend so großes Interesse daran haben, die Polizei aus im Spiel zu lassen?«

Burnt brach in Lachen aus. »Ja«, meinte er, »Sie verlieren darin den Überblick. Das verstehe ich. Warum habe ich mich dem Streckenläufer nicht zu erkennen gegeben, und später auch nicht dem Bankier in Viviers? Warum habe ich Ihren Koffer genommen und Ihnen meinen gelassen? Warum habe ich diesen Artikel geschrieben? Warum ... Monsieur Rosic, ich will Ihnen alles erzählen. Umso mehr, als wir bis Lyon reichlich Zeit haben ... und außerdem ... nun ja, vielleicht kann ich dort drüben Ihre Hilfe noch einmal gebrauchen.«

Als Rosic große Augen machte, fuhr er fort: »Ja ... denn auch wenn wir uns dem Ende dieses Abenteuers nähern, bin ich noch lange nicht am Ziel meiner Mühen. Aber Sie werden verstehen, Monsieur Rosic, Sie werden alles verstehen. Und Sie werden sehen, wie einfach es ist ... oh, so einfach!«

Er sammelte sich einen Moment und begann: »Kennen Sie Lord Hyton?«

Rosic schüttelte den Kopf.

»Gut!«, sagte Burnt. »Er war der reichste Lord der drei Königreiche. Er besaß mit Sicherheit nicht weniger als ein Vermögen von hundert Millionen, dazu Schlösser, Ländereien und einen ganzen Stadtteil von London. Kurz gesagt: ein recht wohlhabender Gentleman, wie Sie sehen! Er hatte einen einzigen Sohn, dem dieses immense Vermögen zufallen sollte: Robert ... Bob, wie wir seine Freunde ihn nannten. Ein reizender Junge, aber extrem eigenwillig. Oh ja, wirklich extrem eigenwillig! Er mochte kein Geld. Es ist genauso, wie ich es Ihnen ehrenvoll berichte, lieber Monsieur Rosic. Sein Vermögen war ihm völlig schnuppe, und anstatt es zu genießen, wie es jeder andere an seiner Stelle getan hätte, zog er es vor, in die Welt hinauszuziehen und Abenteuer zu suchen. Und eines Tages ging er – zum großen Missfallen seines Vaters, Lord Hyton – als Offizier in der Armee Ihrer Gnädigsten Majestät nach Indien. Ja, er verpflichtete sich wie ein nachgeborener Sohn ... wie ein armer kleiner Younger, der in den Kolonien sein Glück sucht. Nun, das ist doch mal ein Sonderling, nicht wahr?

Aber es kommt noch besser.

Glauben Sie, dass dieser vortreffliche Bob – der immerhin Marquis von Westbury, Graf von Barnstaple, Baronet von Penbroke und Herr von so vielen anderen Orten war, dass die bloße Aufzählung seiner Titel wie ein geographisches Register klang –, glauben Sie, dass dieser verflixte Kerl, der Erbe von Lord Hyton und einer der ältesten Pairswürden des Königreichs war, einen Weg fand, sich

unter einem falschen, überaus bürgerlichen Namen zu verpflichten? Ganz recht! Und nur wenige seiner engsten Freunde kannten seine wahre Identität.

Und das ist noch nicht alles: Eines Tages trieb er seine Exzentrizität so weit, eine junge Dame zu heiraten – gewiss sehr hübsch und ebenso vornehm, aber die Tochter eines Händlers, die denkbar ungeeignet war, eines Tages eine Lady oder Pairesse zu werden und am Hofe Rang einzunehmen.

Diese junge Dame war die Tochter eines Franzosen oder vielmehr eines Nachfahren jener Franzosen, die sich zur Zeit von Ludwig XV. in Indien niedergelassen hatten, als das Land noch in französischer Hand war, wie ich glaube.«

Dieser wackere Franzose namens Monsieur Doux handelte mit Seide. Er besaß ein gewisses Vermögen, aber seine Tochter war wahrhaftig das hübscheste Mädchen, dem man begegnen konnte. Denn im Laufe von zweihundert Jahren hatten verschiedene indische und englische Verbindungen einen ungewöhnlichen und bezaubernden Typus hervorgebracht, der in ihr erblühte.

Ich könnte Ihnen nicht einmal sagen, wo Bob sie kennengelernt hat.

Es muss wohl auf irgendeiner offiziellen Soiree gewesen sein. Wessen ich mir jedoch sicher bin: Er verliebte sich unsterblich in sie und sprach sogleich davon, sie zu heiraten.

Ich sagte zu ihm: »Bob, mein Freund, Sie begehen eine Dummheit, und Lord Hyton, Ihr respektabler Vater, wird Sie verfluchen.«

Doch er zuckte nur mit den Schultern. ›Lord Hyton, mein respektabler Vater, hat mit dieser Angelegenheit nichts zu tun, alter Kamerad. Außerdem wird er nie etwas davon erfahren.«

›Wie! Sie haben vor, es ihm nicht mitzuteilen?‹

›Natürlich ... denn ich weiß nur zu gut, dass er mir seine Zustimmung verweigern würde.«

›Bob, Sie verflixter Kerl, passen Sie auf. Ich ahne nichts Gutes bei diesem Abenteuer. Ich befürchte, dass daraus eine Katastrophe entsteht.«

›Daraus wird nur ein glücklicher Mensch entstehen, und das wird Ihr alter Kamerad Bob sein.«

Und er heiratete diese junge Mademoiselle Doux tatsächlich. Er hütete sich nicht nur davor, seinen Vater Lord Hyton zu benachrichtigen, sondern er versäumte es auch, seine junge Frau über seine wahre Identität aufzuklären. So glaubte die junge Mademoiselle Doux, einen mittellosen Offizier geheiratet zu haben, dessen einzige Zukunft in seinem Degen und seinem Mut lag.

Daraufhin wurde ich versetzt, um einen recht gefährlichen Posten in Kaschmir zu übernehmen, und musste mich von meinem alten Freund Bob trennen.«

»War das dort«, fragte Rosic, der sich langsam für diese Geschichte zu interessieren begann, »wo sich das Abenteuer mit dem Kristalldolch zutrug, das Sie Monsieur Cazeneuve aufgetragen hatten, mir zu erzählen?«

»Ja.«

»Monsieur Cazeneuve hat diesen Auftrag hervorragend ausgeführt.«

»In diesem Fall«, fuhr Sir Burnt fort, »wissen Sie ja, wie

ich dank dieses Talismans an einem Ort überleben konnte, an dem so viele meiner Kollegen hinterhältig ermordet wurden. Der Ort liegt am Ende der Welt ... Ich blieb dort zehn Jahre lang ohne Nachrichten aus der zivilisierten Welt. Als ich zu meinen Landsleuten zurückkehrte, erfuhr ich, dass mein alter Kamerad gestorben war. Er hatte mich zum Alleinerben eingesetzt und mir seine letzten Wünsche anvertraut. Sie waren in einer Art Testament enthalten, in dem er schrieb:

Wir sind alle sterblich. Ich bin voller Lebenskraft, aber in unserem Beruf weiß man nie, was einen erwartet. Falls mir etwas zustoßen sollte, mein lieber Will, trage ich Ihnen auf, über meine liebe Frau und meine kleine Tochter zu wachen. Ich habe es noch nicht gewagt, meiner lieben Frau meine wahre Identität zu offenbaren, und jetzt, bei klarem Verstand, begreife ich meinen Fehler. Aber es ist zu spät. Die Wahrheit jetzt zu enthüllen, würde das Risiko bergen, das Vertrauen derjenigen zu verlieren, die mir teurer ist als alles andere. Doch sollte mir ein Unglück zustoßen, müssen Sie es sein, mein lieber Will, der ihr mitteilt, dass sie in Wahrheit Lady Hyton, Marquise von Westbury, Gräfin von Barnstaple und Herrin von hundert anderen Orten ist – und vor allem Erbin des gewaltigen Vermögens von Lord Hyton, ihrem ehrwürdigen Schwiegervater. Ich zähle also auf Sie, mein lieber Will, denn wenn Sie sich nicht darum kümmern, würden meine liebe Frau und meine kleine Tochter nach meinem Tod in größter Armut leben. Ich hinterlasse Ihnen alle Papiere, die beweisen, wer ich bin, und die die Ansprüche mei-

ner Frau und meiner Tochter auf das Erbe geltend machen werden, das ihnen gegebenenfalls zusteht.

Tja ... Als ich in Singapur ankam, war Bob bereits seit sieben oder acht Jahren tot – dahingerafft von einer schrecklichen Krankheit. Was seine Frau und seine Tochter betrifft, wusste niemand, was aus ihnen geworden war.

Drüben in London war Lord Hyton ebenfalls gestorben, und sein immenses Vermögen sowie all seine Titel waren an seinen Neffen Bradfort gefallen.

Ich kannte diesen Bradfort. Er war eine ziemlich üble Gestalt. Er war der Sohn einer Schwester von Lord Hyton, die sich schändlicher Weise mit einem Stallknecht verheiratet hatte und deshalb von ihrer Familie verstoßen worden war. Aber Gesetz ist Gesetz: Bradfort war der Neffe von Lord Hyton und sein einziger Erbe, da mein armer Bob tot war und seine Ehe mit der hübschen Mademoiselle Doux allen außer mir unbekannt geblieben war. Und da kam mir ein Verdacht auf: Wer weiß, ob Bradfort nicht seine Hände bei dem Tod meines armen Bobs im Spiel hatte? Ich ermittelte diskret, aber meine Verdachtsmomente waren unbegründet: Bob war tatsächlich an einem heimtückischen Fieber gestorben.

Doch während dieser Nachforschungen erfuhr ich, dass sich ein Soldat, der in Bobs Diensten gestanden hatte, derzeit in England an der Seite von Lord Bradfort befand – und das eröffnete mir düstere Aussichten.

Ja, denn ich hatte die schlechtesten Informationen über diesen Joe Wistler, der seinem Herrn in dessen letzten Minuten beigestanden hatte. Ich fragte mich, ob er nicht zu-

mindest derjenige war, der die Tochter und die Frau meines alten Kameraden Bob beseitigt hatte – die nach englischem Recht die einzigen Erben von Lord Hyton waren.

Und in diesem Punkt täuschte ich mich nicht. Ich fand schließlich heraus, dass genau dieser Joe Wistler unter irgendeinem Vorwand – vielleicht indem er ihr die Wahrheit offenbarte, was alles in allem das Klügste war – die Frau und die Tochter meines armen Bobs in das Mutterland gebracht und sich auf dem Schiff der armen Made-moiselle Doux entledigt hatte.«

»Aber was war aus dem kleinen Mädchen geworden?«

»Ohne Zweifel hatte er sie ebenfalls ermordet, um seinem neuen Herrn Bradfort den Weg zur Pairswürde und zum Vermögen freizumachen.

Ich war verzweifelt und verfluchte das Schicksal, das mich vom Sterbebett meines Freundes ferngehalten und mich daran gehindert hatte, über seine Frau und seine Tochter zu wachen.

Doch auch in diesem Punkt täuschte ich mich, wie ich bald unwiderlegbar bewiesen bekam.

Als ich mich nämlich auf die Rückreise nach Europa vorbereitete, um dem Oberhaus die von meinem armen Bob hinterlassenen Papiere zu übergeben – und wenn ich die Morde schon nicht hatte verhindern können, so doch wenigstens um die Schuldigen ihrer Strafe zuzuführen –, entging ich nur durch einen glücklichen Zufall einem scheußlichen Hinterhalt. Und wer war der Organisator dieses Anschlags auf mich? Joe Wistler, der plötzlich wieder in Indien aufgetaucht war.

Wenn Joe Wistler versuchte, meine Abreise aus Indien

zu verhindern, bedeutete das doch klarerweise, dass die Tochter meines armen Bobs noch lebte und sie befürchteten, ich könnte sie in den Besitz ihres Erbes einsetzen!

Das war doch sonnenklar, nicht wahr, Monsieur Rosic? In einer solchen Lage hätten Sie selbst nicht anders kombiniert.

Ich schiffte mich ein und bemerkte, dass Joe Wistler mit mir an Bord ging.

Doch ich war ihm überlegen: Wenn er auch meine Pläne kannte, so hatte ich die seinen ebenso durchschaut. Das konnte er nicht wissen, und er glaubte wohl, ich schöpfte keinen Verdacht gegen ihn.

Wie diese Reise verlief, können Sie sich denken. Joe wich mir kaum von der Stelle und suchte nach einer Gelegenheit, mich loszuwerden. Ich war zahllosen Unfällen ausgesetzt, die meine Mitreisenden erstaunten: Plötzlich gab die Reling, an die ich mich lehnte, unter mir nach. Persenninge fielen mir wie durch Zufall auf den Kopf. Ich wäre in meiner Kabine beinahe erstickt. Eine Tasse Kakao, die man mir anbot, enthielt ein starkes Gift. Ich kann Ihnen gar nicht alles erzählen!

Aber es gelang mir, all diesen Fallen zu entgehen, und ich kam trotz allem wohlbehalten in Marseille an, wo ich den berühmten Zug B-14 bestieg.

Dort drüben, zwei Waggons hinter dem meinen, wusste ich Joe Wistler auf der Lauer. Jeden Moment rechnete ich mit seinem Auftauchen. Doch ich war auf der Hut. Ich beobachtete die Korridortür – allerdings nicht aufmerksam genug die Tür zur Toilette, denn genau dort brach unser alter Freund Barnabé auf mich ein.

Als ich im Haus des Streckenläufers erwachte, zweifelte ich zunächst nicht daran, von Joe niedergeschlagen worden zu sein. Doch die Erinnerungen kamen in Scharen zurück. Ich erriet die Wahrheit und das Abenteuer dieses lästigen Barnabé.

Was tun?

Barnabé hatte mir seine Kleider angezogen, um meine zu nehmen, und hatte seine Geldbörse in der Tasche vergessen – sodass ich ohne einen einzigen Cent dastand. Zunächst brauchte ich Geld, und deshalb eilte ich nach Viviers, wo ich mir dank dieses Kristalldolches, der Sie so neugierig gemacht hat, tausend Francs beschaffen konnte. Dort erfuhr ich auch, dass Barnabé ermordet worden war – der arme Kerl, der nicht auf der Hut gewesen war. Mir schoss sofort durch den Kopf, dass sich meine Brieftasche mit den wertvollen Papieren bei der Leiche des Ermordeten befinden musste.

Meinen Rock zu stehlen, war eine Sache von Sekunden ... und ich rühme mich gar nicht damit, denn ich habe noch Besseres vollbracht, Monsieur Rosic! Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, aber mir scheint, selbst in Ihren Augen verlangte es mir mehr Mumm ab, Ihnen Ihren Koffer zu stehlen.

Sie haben verstanden, wie das vor sich ging?

»In Valence, wo ich Ihnen kaum von der Seite wich, erfuhr ich, dass Joe sich in Saint-Rambert dumm hatte töten lassen und meine Papiere somit in den Händen der Justiz waren.

Perfekt, sagen Sie? Nein ... Die Justiz würde ganz sicher von diesen Papieren sprechen, und drüben in London

würde Lord Bradfort die ganze Wahrheit erfahren. Das durfte nicht geschehen, zumindest nicht, bevor ich diesen Bradfort gesehen hatte. Und Sie werden gleich verstehen, warum.

Nur Bradfort konnte mir die Adresse der Tochter meines Freundes Bob geben, denn er wusste ganz sicher, wo sie sich aufhielt. Damit mein Plan gelang, musste ich es also sein, der ihm die Sache mitteilte, um seine Bestürzung auszunutzen. Ebenso musste der Bericht über die Affäre in einer Zeitung erschienen sein, damit ich Bradfort antworten konnte, ich kenne die ganze Geschichte nur aus diesem Zeitungsartikel.

Das ist der Grund, Monsieur Rosic, warum ich mir erlaubt habe, Ihnen meinen eigenen Koffer zu stehlen, und warum ich das Verbrechen von B-14 bis ins kleinste Detail diesem Journalisten erzählt habe, der seinen Nutzen daraus gezogen hat.

Und nun, lieber Monsieur Rosic, entschuldigen Sie bitte, dass ich ein wenig falsch mit Ihnen gespielt habe.«

Als einzige Antwort reichte Rosic W.-R. Burnt die Hand und sagte: »Monsieur, Sie haben solche Dinge vollbracht, dass ich Ihnen – ehrlich gesagt – keinen Groll hegen kann.« Dann fragte er: »Aber die Adresse dieses jungen Mädchens – haben Sie sie wenigstens bekommen können?«

Burnt lachte auf: »Nicht ohne Mühe ...«

»Ah!«

»Ich musste nach London reisen, um Bradfort zu treffen.«

»Und dieser Bradfort hat eingewilligt?«

»Ja ... gegen das Versprechen, dass ich das junge Mädchen gegen eine Zahlung von viertausend Guineen verschwinden lassen würde. Er hat mir ihre Adresse gegeben, und Sie sehen, Monsieur, dass ich mich nach Lyon begeben, um diesen Auftrag zu erfüllen.«

»Was ... Sie?«

»Ja, und ich hoffe, Monsieur Rosic, dass Sie mir freundlicherweise helfen werden, dieses arme Kind zu ermorden!«

Kapitel 15

Bobs Tochter

Rosic war in seiner kleinen Villa in den Hügeln von Sainte-Foy zurückgekehrt. Er hatte seine Tochter umarmt, ebenso Gladys, die Freundin und Anstandsdame seiner Tochter. Schließlich hatte er sich genießerisch seine Hausschuhe angezogen und sich in dem kleinen Esszimmer der Villa zwischen den beiden jungen Frauen an den Tisch gesetzt – vor einen dieser vorzüglichen Lyoner Eintöpfe, die so wunderbar nach der guten alten französischen Küche duften.

»Ach, Kinder ... wie schön es doch hier ist!«, seufzte Rosic. »Besonders wenn man vier Tage lang keine halbe Stunde Schlaf bekommen hat und nur von einem Zug ins Auto gesprungen ist ... Ach, was für ein anstrengender Beruf!«

»Aber Papa«, meinte Rosics Tochter, »warum gehst du

nicht einfach in den Ruhestand? Findest du nicht, dass du genug gearbeitet und dir ein Recht auf Erholung erworben hast?«

»Nun ja«, antwortete Rosic, »wenn ich nur genug Vermögen hätte ...«

»Wir sind doch nicht arm ...«

»Nein, zum Leben reicht es. Aber ich muss deine Mitgift noch aufbessern, mein Schatz. Ach, wenn du nur wie jenes junge Mädchen wärst, dem im unpassendsten Moment ein Vermögen von gut hundert Millionen in den Schoß fällt ...«

»Hundert Millionen!«, riefen die beiden jungen Frauen wie aus einem Mund.

»Mindestens!«

»Was ist denn das für eine Geschichte?«

»Nun, man könnte wahrhaftig einen Roman daraus machen. Er würde *Der Kristalldolch* heißen. Ein verdammter Roman, in dem ich – verrätet es bloß niemandem – eine ziemlich lächerliche Rolle gespielt habe. Und der Grund dafür, dass ich seit vier Tagen völlig umsonst ein echtes Hundeleben führe ...«

»Papa, erzähl es uns doch!«

»Ja, irgendwann in den nächsten Tagen ... Das würde jetzt zu lange dauern, und ich bin viel zu müde. Würdet ihr mir also erlauben, meine Schönen, dass ich mich gleich nach dem letzten Bissen ins Bett lege?«

»Armer Papa ...«

»Armer Monsieur Rosic ...«

Nach dem Essen legte M. Rosic seine Serviette auf den Tisch. Ohne auch nur eine Tasse Kaffee trinken zu wollen,

stand er bereits auf, um auf sein Zimmer zu gehen, als ein heftiges Läuten an der Türklingel die Stille des Hauses erschütterte und alle drei zusammenfahren ließ.

Das Dienstmädchen war gegangen, um zu öffnen, und verhandelte gerade mit dem Besucher, als man sie plötzlich aufschreien hörte. Noch bevor Herr Rosic ihr zu Hilfe eilen konnte, stürzte ein Mann wie ein Wahnsinniger ins Esszimmer und schrie:

»Monsieur Rosic! ... Monsieur Rosic! ... Ich muss M. Rosic sprechen, und wenn er tot wäre!«

Es war W. R. Burnt.

Allerdings ein W. R. Burnt in einem Zustand, dass ihn selbst die Freunde dieses sonst so phlegmatischen Gentleman nicht wiedererkannt hätten: mit hervorgetretenen Augen, strubbeligem Haar, gehetztem Atem, einem ziegelroten Gesicht und überall von Schweiß badend.

»Aber hier bin ich doch!«, rief Rosic erschrocken. »Hier bin ich. Was ist denn nur geschehen?«

Die beiden jungen Frauen waren aufgesprungen und starrten verängstigt auf den Unbekannten, der wie ein Verrückter hereinplatzte. Sie schickten sich bereits an, die Flucht zu ergreifen.

W. R. Burnt stürzte auf Rosic zu.

»Ah! ... Sie sind es ... Endlich! Ich dachte schon, ich würde Sie nie finden ... Sagen Sie mir ... schnell ... Was haben Sie mit Gladys Sweet getan?«

Rosic starrte W. R. Burnt an. Was wollte er damit sagen? War der *Kristalldolch* etwa plötzlich verrückt geworden?

»So antworten Sie doch!«, brüllte Burnt, packte Rosic am Revers seines Sakkos und schüttelte ihn wie einen Pflau-

menbaum, dessen Früchte man herunterholen will.

»Aber ... sie ist doch hier ...«, brachte Rosic schließlich hervor und deutete auf das junge Mädchen.

W. R. Burnt wirbelte herum und wandte sich an die Erzieherin: »Sie? ... Sie ist es wirklich?«

Er trat auf sie zu. »Sind Sie in Indien geboren?«

»Ja«, antwortete diese, während sie wie ein Espenblatt zitterte und kein Wort von dieser seltsamen Szene verstand.

»Ist Ihre Mutter auf dem Schiff gestorben, das Sie vor acht Jahren nach Frankreich brachte?«

»Ja.«

»Hieß Ihr Großvater nicht Monsieur Doux?«

»Ja.«

Und da geschah etwas Außergewöhnliches: Der gewöhnlich so ruhige, ernsthafte und kühle Sir William-Ralph Burnt begann mitten im Zimmer zu tanzen und rief:

»Sie ist es ... Ich habe sie gefunden! Es ist die Tochter meines alten, verdammt Bob!«

Auf einmal verstand Rosic.

»Was?«, rief er aus. »Gladys wäre die Erbin von Lord Hyton?«

»Zweifeln Sie nicht daran! Schon ihre Ähnlichkeit mit ihrer armen Mutter beweist es. Sehen Sie nur ... Ach, es war völlig unnötig, sie überhaupt zu befragen!«

Er zog ein Miniaturbild aus seiner Brieftasche und zeigte es Rosic. Man hätte meinen können, es sei ein ganz aktuelles Porträt von Gladys Sweet.

»Das ist das Porträt von Mademoiselle Doux, als sie meinen armen Bob heiratete. Ach, Fräulein ... Hello, Gladys!

... Cheer up! ... I am very glad!«

Er wusste nicht mehr, was er sagte; die französischen und englischen Worte sprudelten nur so aus ihm heraus. Er ergriff die Hände des jungen Mädchens, schüttelte sie und drückte Gladys schließlich lange an seine Brust.

Rosic war wie vom Donner gerührt. Wie bitte? Gladys, dieses kleine Waisenkind, das er bei sich aufgenommen hatte, die Erzieherin seiner Tochter, war die Erbin jenes Lord Hyton, von dem Burnt behauptet hatte, dass er ein Vermögen von gut hundert Millionen besaß? Gladys war eine Lady, eine Peeress – die Hauptfigur jenes wahrhaftigen Märchens, von dem er eben noch gesprochen hatte! Und sie war zugleich jene Erbin, für die so viel Blut geflossen war, die diese Angelegenheit um den *Kristalldolch* heraufbeschworen hatte – eine Angelegenheit, die ihm so rätselhaft vorgekommen war, die ihm so viel Mühe gemacht hatte und deren verschlungene Fäden er allein niemals hätte entwirren können.

Es gab wahrlich genug Grund, einen Mann völlig zu verblüffen – selbst wenn dieser Mann ein Polizeichef war.

Doch Gladys wusste selbst nicht, was sie denken sollte. Angesichts dieses Mannes, der wie ein Verrückter hereingestürzt war, ihren Namen geschrien, sie so sonderbar ausgefragt und dann eine solche Freude an den Tag gelegt hatte, während Rosic wie zur Statue erstarrt dastand, fragte sie sich, ob nicht plötzlich ein Wind des Wahnsinns durch die Villa geweht war oder ob das Ganze nicht bloß ein zusammenhangloser, unwahrscheinlicher Traum war.

Die Erbin von Lord Hyton ... Was sollte das nur bedeuten?

Inzwischen hatte sich W. R. Burnt wieder beruhigt. Mit einem letzten »Cheer up!« war er auf einen Stuhl gesunken, wie überwältigt von seinem Glück.

Da wandte sich Rosic an Gladys: »Mein liebes Kind, was hier geschieht, ist ein regelrechter Roman ... Die Auflösung jenes Romans, von dem ich Ihnen gerade eben noch erzählt habe. Nun sind Sie ganz plötzlich Erbin von hundert Millionen geworden ...«

»Ich?«

»Ja, Sie. Ihr Vater, den Sie kaum gekannt haben, war keineswegs – wie die ganze Welt glaubte – ein nachgeborener Sohn aus einfacher Familie oder ein mittelloser Offizier. Nein, er war ein Sonderling, der Ihrer Mutter bei der Hochzeit nicht gesagt hatte, dass er der Marquis von Westbury, Graf von Barnstaple, Baronet von Pembroke und Lord von tausend anderen Orten war – kurz gesagt ein Lord und Peer von England und Inhaber eines Vermögens von mehr als hundert Millionen. Er starb, ohne dass Ihre arme Mutter diese Dinge je erfahren hätte. Und zweifellos hätten Sie für immer ein armes, unauffälliges Leben geführt, während einer Ihrer Cousins in England sich all dieses Vermögen und all diese Titel kriminell angeeignet hätte – wäre dieser wackere Gentleman nicht aufgebrochen, um Sie zu suchen und Ihnen zu Ihrem Recht zu verhelfen.«

»Und das war wahrhaftig nicht ohne Mühe!«, unterbrach ihn W. R. Burnt. »Aber der größte Schreck in dieser ganzen Geschichte war, als ich in Les Charpennes ankam – in jener Pension, von der mir Bradfort versichert hatte, dass ich dort Gladys Sweet finden würde – und man mir

sagte: »Gladys hat die Pension vor fast achtzehn Monaten verlassen.« Wahrlich, ich dachte, ich würde verrückt werden! Sollte alles, was ich bis dahin unternommen hatte, umsonst gewesen sein? Und diese verdammten Nonnen wollten mir einfach nicht die neue Adresse der Tochter meines alten, verdammten Bob geben! Ich musste richtig laut werden ... Und stellen Sie sich meine Verblüffung vor, als ich schließlich erfuhr, dass Gladys Sweet hier war ... bei diesem wackeren, vortrefflichen Rosic! Ah! ... Aber sprechen wir nicht mehr davon. Lassen Sie uns feiern!«

Gladys begann zu verstehen. Sie erinnerte sich auch ... Doch die Überraschung war so groß, dass sie glaubte zu träumen. Sie konnte kaum fassen, dass sie plötzlich, wie durch den Schlag eines Zauberstabs, zu einem der reichsten jungen Mädchen der Welt geworden war.

Schlicht sagte sie: »Umso besser, wenn ich reich bin. So kann ich viel Gutes und Glück um mich herum verbreiten.«

Drei Tage nach diesen Ereignissen spielte sich im prachtvollen Schloss Putney eine Szene ganz anderer Art ab.

Lord Bradfort lief fiebrig und unruhig in seinem riesigen Park auf und ab, als ein Diener erschien und ihn informierte, dass ein Besucher ihn um eine kurze Unterredung bittet.

»Ist es nicht der Mann«, fragte Bradfort, »der Ende letzter Woche schon einmal hier war?«

»Ja, Milord.«

»Er ist es!«, dachte Bradfort. »Wenn er wiederkommt, bedeutet das, dass er Erfolg hatte.« Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

In der Bibliothek traf er auf W. R. Burnt, der sich dem Lord gegenüber als ein Freund des armen Joe Wistler ausgegeben hatte.

»Nun?«

»Ach, Milord!«

»Was ist?«

»Wir haben Pech gehabt ...«

»Was ist mit dem Mädchen?«

»Nichts zu machen ... Ich hätte sie selbst beim Teufel geholt, aber nicht dort, wo sie war.«

»Wo denn?«

»Bei einem gewissen Herrn Rosic, der niemand Geringeres ist als der Chef der Kripo in Lyon ...«

»Und nun?«

»Nun ja ...«

»Sie lebt also noch?«

»Denken Sie doch ... beim Polizeichef!«

»Damned boy!«, schrie Bradfort, der plötzlich leichenblass wurde. Er dachte einen Augenblick nach und fragte dann: »Und die Papiere?«

»In den Händen der französischen Justiz.«

»Und was bedeutet das?«

»Nun, Milord ... Diese Papiere sind überaus eindeutig: Sämtliche Ausweisdokumente Ihres Cousins Robert, die Heiratsurkunde mit dieser Fräulein Doux, die Geburtsurkunde der kleinen Miss ... Eine üble Sache! Die Justiz wird diese Dokumente sicherlich der Botschaft übermitteln, die

sie an das Standesamt weiterleitet. Und da Sir Robert, Marquis von Westbury, das Erbe seines Vaters antritt und eine rechtmäßige Tochter hinterlässt ... tja, da sind Sie nun enteignet.«

»Verflucht!«

»Ja ... Und das wäre noch gar nichts! Aber diese Sache mit B-14 hat enormes Aufsehen erregt. Da gab es einen Polizisten, neben dem unser Sherlock Holmes nur ein kleiner Junge ist ... Und W. R. Burnt ist nicht tot.«

»Wie bitte? Hat Joe ihn nicht ermordet?«

»Leider nicht ... Er hat sich geirrt. Lesen Sie die Times, Milord, da finden Sie alle Details dieser merkwürdigen Affäre bis ins einzelne beschrieben ... Der verdammte Rosic! Ausgerechnet der, bei dem diese kleine Miss wohnt! Nun ja ... Burnt wird reden. Man wird erfahren, wer die junge Frau von Robert ermordet hat. Man wird erfahren ... und nicht nur, dass Milord aller Güter beraubt wird, sondern mit hoher Wahrscheinlichkeit wird Milord oben-drein noch gehängt!«

»Gehängt? Ich? Ein Lord? Ein Peer von England? Sie scherzen wohl!«

»Leider nein, Milord. Da die Tochter dieses Robert noch lebt, sind Sie weder Lord noch Peer mehr. Und dann ...«

Bradfort wurde vollends fahl im Gesicht.

»Was raten Sie mir?«

»Ich bin doch nur eine so unbedeutende Person ...«

»Sprechen Sie!«

»Nun ... Ich an Milords Stelle würde nicht auf den Galgen warten.«

»Sie würden fliehen?«

»Wohin? Der Arm des Gesetzes ist lang und die Welt ist so klein ... Und außerdem: Was sollte Milord tun, wenn er von dieser unerfreulichen Geschichte verfolgt wird?«

»Was also?«

Und da machte Burnt – denn er war es selbst – eine sehr vielsagende Geste ...

Bradford dachte nach. Er sah bereits aus wie eine Leiche.

»Gut!«, sagte er. »Lebewohl!« Und er entließ den Mann, den er für den Freund von Joe gehalten hatte.

Am nächsten Tag erfuhr man aus allen Zeitungen, dass Lord Bradford sich in einem Anfall von Neurasthenie, an der er schon lange gelitten hatte, die Kehle durchgeschnitten hatte. Somit hatte Burnt jeden Skandal vermieden.

Die Geschichte mit B-14 hatte ein weltweites Echo. Der gesamte Ruhm fiel Rosic zu, der die verschlungenen Fäden dieser mysteriösen Geschichte so geschickt zu entwirren vermocht hatte. Schlagartig erwarb er sich den Ruf eines außerordentlichen Ermittlers und stellte alle seine Vorgänger in den Schatten. Bescheiden urteilte er jedoch, dass er es nie wieder besser machen könnte, und beschloss, sich nach diesem ruhmreichen Coup zur Ruhe zu setzen.

Gladys trat das Erbe ihres fabelhaften Vermögens an. Sie richtete sich in Putney auf jenem prachtvollen Schloss ein, das einst ihrem Großvater Lord Hyton gehört hatte und in dem ihr Cousin Bradford seine Tage beendet hatte – weit vor der Zeit, die das Schicksal ihm bestimmt hätte, wäre diese Geschichte nicht dazwischengekommen.

»Sie werden mich niemals verlassen ...«, hatte sie zu W. R. Burnt gesagt.

Und W. R. Burnt hatte es versprochen. »Mein liebes Kind, ich werde Ihnen den Vater ersetzen, den Sie nicht gekannt haben.«

Doch nach einer Woche begann er bereits zu gähnen. Nach einem Monat wurde er trübsinnig, und ehe sechs Wochen vergangen waren, begriff er, dass das Leben in London nach zehn Jahren auf den Hochebenen von Kaschmir keinerlei Reiz mehr für ihn hatte.

»Nun denn«, sagte er eines Tages zu Rosic, »ich übertrage Ihnen meine Vollmachten. Seien Sie der Vater unserer Gladys ... Ich gehe.« Und der »Kristalldolch« kehrte zu seinen hohen Ebenen im Turkestan zurück.

Doch bevor er abreiste, hatte er seine Schulden beglichen.

Eines Tages erhielt Frégière einen Wertbrief, der ihn wegen seiner vielen Briefmarken und eindrucksvollen Siegel mächtig neugierig machte und für den er auf dem Postamt unzählige Unterschriften leisten musste. Dieser Brief enthielt jedoch nur ein einziges Stück Papier.

Dieses Stück Papier war allerdings ein Scheck über einhunderttausend Francs, dem die einfachen Worte beige-fügt waren: »Mit bestem Dank vom Kristalldolch.«

Und Frégière konnte – nur weil er einmal einen Mann aus einem Weiher aufgesammelt hatte – seinen Dienst als Streckenläufer quittieren, ein schönes Anwesen am Ufer der Rhône kaufen und dort fortan als Privatier leben.

Oft wiederholt er mit dröhnendem Lachen: »Für einen Dolchstoß ... war das wahrlich ein famoser!«

Ende